**Zeitschrift:** Nidwaldner Kalender
**Herausgeber:** Nidwaldner Kalender
**Band:** 102 (1961)

**Artikel:** Der Spekulant
**Autor:** Matt, Josef von
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1033574

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 29.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Der Spekulant

Erzählung aus der Urschweiz von
Josef von Matt

Vreneli kam mit großen Sprüngen über die Matte. Sein buntes Röckli wedelte im Wind. Flink wie ein Wiesel kletterte es über den Hag und eilte mit seinen bloßen Füßen durch das taufeuchte, niedere Gras auf die Türe des großen Hauses zu. Mit aller Kraft rüttelte es am Schloß, aber die Haustüre war verriegelt. Mit roten Backen und dreckigen Knien kam Werner hinter ihm her. Wütend, weil ihm Vreneli davon gerannt und weil er mit seinen kurzen Beinen nicht der Erste sein konnte.

Nun stehen sie atemlos auf den Tritten vor der geschlossenen Türe. Bei ihnen daheim war das Haus tagsüber nie verschlossen. Sie schauen zu den zwei großen Pappelbäumen hinauf, deren Blätter im Luftzug in einem Silberschein spielen. „Schau, wie das schön ist, und wie hoch die Bäume sind, fast gar so hoch, wie der Kirchturm", zeigt Vreneli. Aber der Bub ist schon wieder weg, versucht über die halbverfallene Mauer zu klettern, um in den Garten zu gucken. Dann gehen sie auf die andere Seite um das mächtige Haus herum. Dort ragt eine, aus großen Steinen gefügte Mauer bis über das zweite Stockwerk hinauf. Der Verputz ist auf breiten Flächen abgefallen, die Fensterläden stehen schief.

Das aber beachten die Kinder nicht. Sie sehen nur die vielen Fenster und die schwarzen Balken und dann den langen, steinernen Trog. Einen solchen Brunnen haben sie noch nie gesehen. Aus einem eigentümlich verzierten Brunnenstock ragt eine dicke Röhre hervor, aus dem das Wasser rauschend quillt und in ein breites, langes Becken stürzt, dann durch einen schmalen Einschnitt in einen zweiten und schließlich in einen niederen, kleinen Trog rinnt. Einladend zum Plätschern und Spritzen und Spielen.

Nun aber sehen sie den Stall. Dort stehen die Türen offen. Und wie das riecht, wie wenn das Vieh seit Wochen auf die Alp gezogen wäre. „So viel Mist haben die noch dagelassen", zeigt Wernerli breitspurig, greift nach einer rostigen Gabel und stochert im Schorgraben herum. Vreneli klettert die Raufe hinauf und ruft enttäuscht: „Kein einziges Hämpfeli Heu!" Der Bub läßt seine Gabel fallen, steigt dem Mädchen nach und schaut mit großen verwunderten Augen in die weite Heubühne hinein, groß wie ein Tanzsaal. Noch nie in seinem Leben hat er einen so trostlos leeren Heugaden gesehen. Vögel fliegen zwischen den Balken hinaus.

Von hier sehen sie auch in den Garten hinab. Vreneli betrachtet ihn mit trübem Gesicht. „Schau mal da hinein, keine Blumen, keine Erdöpfel, nur Unkraut. Du, ich glaube, da müssen wir lange jäten". „Vreneli, dort oben kommt der Vater", schreit der Bub und rennt zum Raufiloch und verschwindet wie ein Heinzelmännchen in der Tiefe. Vreneli eilt ihm nach. So kommen sie gerade recht, wie der Vater mit dem Velo zwischen den Pappeln hindurchfährt, sein Rad an die Hausmauer stellt und die paar Tritte zur Haustüre hinauf geht. Er wühlt lange in seiner Hosentasche und würgt dann einen großen, rostigen Schlüssel hervor, den er feierlich ins Schloß steckt und dazu sagt: „Gott gebe uns einen guten Eintritt und Anfang".

Kellerluft, feuchte, stickige, kommt ihnen entgegen. „Vreneli, geh und mach alle Fenster auf", befiehlt der Vater und stößt eine knarrende Türe auf. Käskeller, Lagerräume, Grümpelkammern, Waschküche und ein mächtiger Holzraum füllen das ebenerdige Geschoß. Eine breite Treppe mit verziertem Geländer führt in das erste Stockwerk hinauf, wo sich auf einen weiten Gang viele Türen öffnen.

Die schwarzen Eichenbohlen des Bodens sind ausgetreten. Ein schmutziges Fenster, in dem eine fehlende Scheibe mit Spinngeweben übersponnen ist, läßt einige Strahlen Herbstsonne einfallen, die an den schweren Balken der Wände und an den Nußbaum-

Türrahmen entlang gleiten. Vreneli und der Bub eilen von Fenster zu Fenster. Migi aber, der Vater, bleibt im Gang, schaut mit prüfendem Blick auf die altmodischen Möbel, die zerrissenen Vorhänge, die vergilbten Bilder. Geht weiter, schaut in die Küche hinein, wo schwarze Pfannen an verrußten Wänden hangen und verbeultes Geschirr auf krummen Gestellen stehen. „Meine Frau wird Augen machen", denkt er und steigt weiter hinauf.

Unterdessen fährt sein ältester Sohn mit dem Zügelfuder durchs Dorf, kutschiert mit dem Heuwagen, auf dem einige Betten, Truhen und Schränke stehen, Federzeug und Wolldecken, Stühle und ein Kanapee, am Gasthaus „Zum weißen Lamm" vorbei. Sieht den Wirt, die Kellnerin und drei frohe Frühschöppeler aus den Fenstern gaffen und hört eben noch den dicken Lammwirt rufen: „Kommt seht, was die reichen Bauern ab der Balm für kostbaren Hausrat wegführen. Vielleicht kommt noch ein Fuderli nach, aber ich glaube lieber, der Zeno hat ihnen nicht viel mehr als das herausgegeben".

Bärti, der das Roß am Zaune führte, hätte dem feißen Spötter gerne eins mit der Geißel gezwickt, sein Hals und seine Backen liefen rot an. Das Gelächter rief auch noch andere Leute ans Fenster. Handwerker kamen auf die Straße, Frauen aus den Läden. Neugierig schauten sie auf das bepackte Gefährt, auf dem zu oberst ein Mädchen trohnte, dem der Wind die schwarzen, wilden Locken vor den Augen tanzen ließ. Die Leute von Innertwald kamen so, schon früh am Morgen, zu einem Vergnügen und zu einem ergiebigen Gesprächsstoff. Denn in diesem altväterlichen Dorf war die Zeit noch nicht so spärlich bemessen, und hatten die Gerüchte und Berichte von den Geschwistern auf der Balm schon seit Wochen die Gemüter bewegt.

Der Fuhrmann wußte wohl, daß er mehr Schadenfreude als Mitleid auf den Gesichtern ablesen könne. Er starrte also unentwegt auf die Pflastersteine der Dorfstraße. Und Anneli auf seinem hohen Sitz, schaute in den blauen Herbsthimmel hinauf, zu den silberhellen Wolken und zu den Nebelballen, die dem Bergwald und den hohen Felsen entlang glitten. Ein solches Spießrutenlaufen war kein Vergnügen. Aber endlich dem Streit und der verbissenen Wut auf der Balm entrinnen zu können, das war wohl wert, eine Viertelstunde lang den Spott und das Gekicher zu ertragen.

Die Mutter und die Großmutter gingen auf dem oberen Weg, dem Wald nach von der Balm zur Lehmatt hinunter. Sie kamen nicht schnell vorwärts. Die Großmutter wurde von der Gliedsucht geplagt und stützte sich auf den Arm ihrer Schwiegertochter, die sie behutsam neben allen groben Steinen des rauhen Fußweges hindurch führte.

Die beiden Frauen schauten nicht ein einziges Mal zurück auf die prächtigen Matten, auf das breitausladende Haus mit den Spalierbäumen, den Stall mit dem riesigen Dach und den schmucken alten Speicher, dessen kleine Fenster die Sonne wiederspiegelten.

Die Gebäude der Balm, inmitten saftiger Wiesen, eingerahmt von schönen, fruchtschweren Bäumen, diese behäbige Pracht, das schönste Heimen von Innertwald, wurde von den beiden Frauen keines Blickes gewürdigt. Sie hätten auch nicht viel davon gesehen, auch wenn sie stehen geblieben und zurückgeschaut hätten, denn ihre Augen waren überströmt von Tränen. Sie hatten den holperigen und weiteren Weg gewählt, trotz den Schmerzen der Großmutter, um dem Schlimmeren zu entgehen, den höhnischen Augen der Dörfler, ihrem spöttischen Grüßen.

Großmutter spürte, wie die eng an sie geschmiegte Anna von Gram und Leiden, vom unaufhaltsamen Weinen geschüttelt wurde. Sie wußte wohl, wie wenig in dieser Stunde, Worte des Trostes Eingang fänden. Sie redete lange kein einziges Wort. Nun aber, da der Weg vom Wald sich löste, und sie in den freien Blick über das hintere Tal hinaustraten, wo sie die Lehmatt mit der mächtigen, alten Mauer, den zwei hohen Pappeln, dem mauerumfriedeten großen Garten, den weiten Weiden, den kräftigen Jungwald sehen konnten, da begann sie zu erzählen: „Die Lehmatt gehörte vor vielen hundert Jahren einem alten Kloster, das im Ausland ein berühmtes und mächtiges Stift und hochangesehen war. Die hohen Mauern sind noch geblieben von einem Turm, dem

Wohn- und Wehrturm des klösterlichen Lehensmanns, der wohl noch andere Besitztümer in diesem Tal zu verwalten hatte. Kein Haus weitum ist so groß und fest gebaut, mit so viel Zierrat und Kunstfertigkeit ausgestattet gewesen. Ich kenne aus meiner Mädchenzeit das Lehmatt-Haus, wir haben oft dort gespielt und sind bis in die obersten Kammern hinaufgestiegen, bis zu den Fenstern mit Butzischeiben, bis in den Estrich hinauf, der weit ist und hoch wie eine Kirche. Die schweren Balken, sind von der Axt gehauen und noch so gesund, wie am ersten Tag. Zu meiner Kinderzeit sind die Matten fruchtbar gewesen. Das erste Heu im Jahr, und was für schwere Fuder, haben sie auf der Lehmatt eingefahren, eine Woche bevor jeder andere hier im Tal ans Mähen denken durfte. Aus dem Wald haben die Holzer Bauholz geschlagen, Tannen, die die stärksten Pferde nicht vom Fleck ziehen konnten. Die Scheune ist einmal abgebrannt, davon hat mir mein Großvater erzählt. — Aber sie ist auf den gleichen, dicken Mauern neu aufgeführt worden. Vielleicht weniger hoch, aber im gleichen Ausmaß. Die Lehmatt ist ein alter Edelsitz. Man weiß, daß in früheren Zeiten dort Gericht und Rat gehalten wurde. Schau nur, wie das Haus in einer weiten Hostatt steht, wie es mit Garten, Brunnen und Stallungen ein prächtiges Gehöft darstellt".

Vreneli kletterte wie ein Wiesel über den Hag und sprang auf die Lehmatt zu

Die beiden Frauen blieben stehen, betrachteten von oben her den weiten Besitz. Die jüngere sah nur gelbe Flecken in den Matten, nur schlecht geflickte Dächer, schadhafte Mauern und blinde Scheiben. „Ich weiß, Du meinst es gut", sagte sie, „aber was nützt uns der alte Herrensitz, der verlottert ist, das Land vermoost und ausgehungert, die Nußbäume verkauft, der Wald geplündert, was nützen uns große Häuser, wenn wir kein Geld haben die Dächer zu flicken, ein riesiger Stall ohne Vieh. Du sagst, im Roßstall seien acht Pferde gestanden. Wir haben keinen Traktor, keine Maschinen. Du redest von Zierrat. Ich habe den Hausrat gesehen, ich bin ja nur ein einziges Mal in dem Haus gewesen. Ich bin davon gelaufen. Auf dem ganzen Heimweg habe ich meinem Mann nur das eine gesagt, daß ich nicht tot hier drin sein möchte. Er hat die Lehmatt doch gekauft, gegen meinen Willen, gegen meine dringlichen Mahnungen und mein ganzes Erb hineingesteckt und das Geld von der Tante selig".

„Ihr seid noch nicht alt", fing die Großmutter wieder an, „Deine Kinder sind gesund und stark, drei Buben und zwei Mädchen, eben im Aufblühen, dafür mußt Du dem lieben Gott dankbar sein. Und meinem Sohn, Deinem Mann mußt Du zugute halten, er konnte nicht fortziehen. Er hängt mit Seele und Leib an unserem Tal. Innertwald, wo wir seit vielen Geschlechtern hausen und wohnen, seit Jahrhunderten auf der Balm, das ist seine einzige Heimat, ist sein Leben. Ich bin gewiß, in der Fremde wäre er verkommen. Hier ist nun einmal kein anderes Heimen, nicht ein Stück Boden feil. Wenn das nun das Einzige ist, dann ist es auch das Beste".

„Er hat es nur gekauft, weil die auswärtige Fabrik darnach gezüngelt hat", sagte Anna mit Bitterkeit in der Stimme, „er wollte nicht, daß Fremde hier einziehen und so viel Land und Wald unseren Leuten weg-

nehmen". Großmutter hörte bekümmert zu. Solch bitteren Ton hatte sie noch selten aus diesem Munde vernommen. Schweigend schritt sie den Pfad hinab und mit Schmerzen. Und doch hob sie wieder zu sprechen an: „Du tust Deinem Mann unrecht. Wohl kann es sein, daß solche Gedanken mit im Spiel waren. Aber er hat gekauft, weil er mit Dir und Deinen Kindern nicht fortziehen, nicht in ein fremdes Haus einziehen wollte. Unter eigenem Dach, in eigener Stube und Kammer wollte er mit Euch wohnen. Er nimmt ja damit die größten Sorgen und die schwerste Arbeit auf sich. Er ist ein guter Mann, gut bis in seinen innersten Kern, das weißt Du". Von Neuem überströmten Tränen Annas Gesicht, schluchzend preßte sie hervor: „Ja, es ist wahr. Er ist ein guter und ein lieber Mann. Nur ihm zu lieb kann ich es tun".

Die Schmerzen in den Gliedern wurden für die Großmutter fast unerträglich, aber ohne ein Wort der Klage, stieg sie den krummen Weg hinab. Sie kamen von hinten her auf die Lehmatt zu, dort wo eine überdachte Freitreppe, der Mauer nach zu einer Laube und in das Wohngeschoß hinauf führte. Das war noch ein böses Stück Arbeit für Großmutters geschwollene Knie. Dann traten sie ein, in den Gang mit den offenen Türen, in den Luftzug, der von allen Seiten kam.

Mutter Anna begann die Türen zu schließen, entdeckte dabei einen alten Polsterstuhl, dem das Roßhaar wie staubige Bärte herausquoll, schob ihn in eine Ecke, machte die Fenster zu und half der Großmutter über die breite, ausgetretene Schwelle. Mit einem tiefen Seufzer sank diese auf den harten Sitz: „Gebe uns der liebe Gott seine Gnad und Glück in diesem Haus", sagte sie ruhig und legte die Falten ihres weiten Mantels über ihre Knie.

Eiligen Schrittes suchte Anna die Küche, wollte einen heißen Kaffee für die Großmutter bereiten. Anneli stand am Herd, in dem ein schwelendes Feuer viel Rauch und wenig Wärme von sich gab. Lachend zeigte es auf das Geschirr und die Pfannen und meinte: „Wir müssen zuerst Maurer kommen lassen, die den Dreck von den Pfannen und den Krügen pickeln, sonst wird die Milch Kaffee ohne Bohnen und Essenz. Mutter, das ist eine Wirtschaft! Ich glaube für die Hausputzeten müssen wir die Feuerwehr kommen lassen, mit Schlauchleitung und Wendrohr". „Was, Du lachst noch?", fragte die Mutter und rieb sich die Augen, die nun auch noch wegen dem Rauch überflossen.

Mit einer Matratze kam Bärti die Stiege hinauf und fragte, wo er Vaters Bett aufstellen solle, vor lauter vielen Zimmern, wisse man ja nicht wo die Kammer sei. Daran hatte Mutter noch nicht gedacht. Sie sprang von Türe zu Türe und kam zurück: „Wo ist der Vater. Wir müssen den Vater fragen".

Migi, der neue Besitzer der Lehmatt, war im Stall zu finden. Er putzte den Mist aus dem Schorgraben, strich mit einem Besen die Spinngewebe und den Dreck von den Fensterlucken, schritt die Stände ab und rechnete nach, wie viele Kühe in dem Stall Platz fänden, wenn er so viele Kühe und das nötige Futter für sie hätte.

Auf das Rufen kam er mit gemächlichem Schritt und einem zufriedenen Lächeln ins Haus hinüber und sagte den Frauen, bevor sie eine Frage stellen konnten: „Alles was recht ist, aber am Stall ist nichts auszusetzen". Seine Frau, mit so viel Kummer im Gesicht und rotverweinten Augen, schaute zu ihm auf, war im Begriff, ihm ihren ganzen Jammer und einen gepfefferten Bericht über den vorgefundenen Plunder in der Küche, vor die Füße zu werfen. Dann aber sah sie den Glanz in seinen gütigen Augen, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte milde: „Ja Du, wenn nur der Stall in Ordnung ist, dann bist Du zufrieden. Aber jetzt komm und zeig uns, wo wir essen wollen und wo unsere Betten hinkommen sollen, für den Fall, daß wir in den ersten Wochen vor lauter Putzen überhaupt einmal zum schlafen kommen".

Vreneli kam auch herzu, und so schritt die vierköpfige Prüfungskommission die Räume ab. „Hier steht doch ein Schragentisch und ein mächtiger Ofen, also ist das die Stube", sagte der Vater, „und hier, schau da die Mutter, still, sie schläft, ja dann ist das wohl das Schlafzimmer". „Aber wo kommt denn da die Wärme her, hier kann man ja nicht heizen", flüsterte die Mutter. „Du hast recht,

**Wendenstöcke im Morgenlicht**

Foto J. Brühwiler

gehen wir weiter", sagte er und schlich behutsam davon. Er wollte eben mit einer feierlichen Rede, die Einteilung, die Hausordnung und die ganze Befehlsgewalt im Innern seiner Frau übergeben, da hörten sie von oben, von weit her, ein fürchterliches Bubengebrüll. Ein Heulen und Jammern in langgezogenen Schmerzestönen.

„Vreneli lauf!", befahl der Vater. Aber die Mutter war schon vor ihm auf der Treppe und stürmte hinauf. Vater und Sohn schauten sich fragend an. Sie hörten, wie die Schuhe über die zweite und dritte Stiege tappten, hörten weiter gellende Schreie. Vaters Stirne zog sich in besorgte Furchen. Bärti, mit seinen 17 Jahren, war nicht so schnell zu erschrecken, er meinte trocken: „Werni hat vielleicht ein Gespenst entdeckt, das wäre immerhin eine Ergänzung des Inventars".

Es war kein wandelnder Geist. Es war ein Wespennest, so groß wie ein Kabiskopf, das der kleine Werni im Estrich gefunden hatte und näher untersuchen wollte. Dann war der ganze Schwarm auf den Bub losgefahren. Heulend und schreiend brachten sie ihn daher, mußten selbst nach allen Seiten den Wespen wehren.

Den arg zerstochenen Bub legten sie gleich auf die Matratze, die noch im Hausgang stand. Die Großmutter, vom Schreien aufgeweckt, trat aus der Türe und meinte: „Ja nun, Ihr habt Euch inzwischen hier gut eingelebt, habt schon den ersten Kranken zu pflegen, das fängt gut an. Die Nächstenliebe muß allem andern voraus gehen".

## Warum der Wein in den vier Gläsern stehen blieb.

Auf der Balm, im schönen Haus am Hang, mitten über dem Dorf, leuchtete die Sonne in alle Fenster hinein. Hinter den blitzenden Scheiben jedoch, war das Wetter nicht überall gleich gut. Wenn das Barometer den Gemütszustand der verschiedenen Bewohner angezeigt hätte, dann wäre es zwischen Schön und Sturm hin und hergehüpft. Zeno, der

seit diesem Morgen nun, der alleinige Besitzer des prächtigen Heimens war, ging mit schweren, trotzigen Schritten in der Stube hin und her. Er hatte aus dem Keller eine bauchige Weinflasche heraufgeholt, Gläser auf den Tisch gestellt und gefüllt.

Er wollte mit seiner Familie seinen Sieg über den jüngeren Bruder feiern. Endlich hatte er ihn vom Hals. Immer wieder blieb er am Fenster stehen, schaute zum Dorf hinab und gegen das hintere Tal. Er konnte das Lehmatthaus nicht sehen, ein Hügelkamm verwehrte ihm den Blick. Nur die beiden Spitzen der hohen Pappeln lugten dahinter hervor. Dorthin starrte er nach jedem Gang durch die Stube und nach jedem Schluck, den er aus der Flasche trank. Die vier Gläser blieben voll.

Seine Frau saß in der Küche am Tisch, die Schüssel voll Aepfel und das Rüstmesser blieben unberührt. Sie weinte in ihre Schürze hinein.

Im Zimmer ob der Kammer lief Lorenz, der einzige Sohn, von der Truhe zum Kasten, suchte seine Militärausrüstung zusammen. Er hätte erst morgen in den Dienst einrücken sollen. Nun hat er sich plötzlich entschlossen, heute schon zu gehen. Bärti und er waren gute Freunde, Spiel- und dann Bergkameraden, zusammen auf der Alp und heimlicherweise auf der Jagd und bei allen lustigen Streichen beisammen gewesen. Nun war der Freund und seine Familie wegen dieser hinterhältigen Rechthaberei seines Vaters, aus dem Haus und ab dem Heimen verjagt worden. Keine Stunde wollte er noch hier auf der Balm bleiben.

In der Mädchenkammer saß die einzige Tochter, biß sich auf die Lippen und versuchte ihre Wut zu bemeistern. Hildi hatte nie daran geglaubt, der Streit könnte soweit führen. Während ihrer Schulzeit und so lange sie sich zurückerinnern konnte, hatte zwischen ihrem Vater und Onkel Migi immer ein guter Zusammenhalt bestanden. Beide Mütter hatten Freud und Not mit einander geteilt und jede der andern geholfen bei Tag und Nacht. Daß der kleine, liebe Bub, der Werni fortgezogen, die beiden Mädchen und die großen Buben. Nun würde wohl nie mehr ein Spaß am Tisch, ein lustiges Lachen beim Heuen, eine übermütige Purzelei im Heugaden aufkommen.

Und dann der schmerzlichste Schlag heute früh, da die Großmutter unvermutet unter der Türe stand und sagte: „Behüt Dich Gott Hildi, bleib wie Du bist und steh der Mutter bei". „Ja wo gehst Du denn hin Großmutter?" hatte das Mädchen erstaunt gefragt. „Ich geh mit den andern. Ich geh dorthin, wo die Liebe ist". Bis in die tiefste Seele erschrocken hatte Hildi gesagt: „Aber Du hast doch nie ein Wort davon gesprochen, daß Du fortgehen willst. Großmutter, ich geh mit Dir!"

Mit milder Hand hat ihm die alte Frau über die Wangen gestrichen und leise zugesprochen: „Bleib Du da, Liebes, Deine Mutter braucht Dich". Dann ist sie mit kurzen Schritten der Stiege zu und hinab gegangen. Hildi war nicht fähig, auch nur eine Bewegung zu machen. Wie erstarrt mußte es ihr nachschauen und seitdem hat es sein Zimmer nicht verlassen, hat sein Taschentuch zerbissen, hat sich auf sein Bett hingeworfen. Ist lange am Fenster gestanden und hat zum Wald hinübergeschaut, wo Tante Anna sorgsam die Großmutter stützend, Schritt um Schritt weiter von ihrer angestammten Heimat fortwanderten, ohne ein einziges Mal zurück zu schauen.

Zeno betrachtete weiter die beiden Pappelspitzen und starrte dann wieder auf die Fließen des Stubenbodens, auf dem Sonnenflecken und Schattenstreifen weiterglitten. „Ich rufe sie nicht ein zweites Mal zum Wein", sagte er halblaut vor sich hin, „wenn sie nicht kommen wollen, dann sauf ich ihn allein. Undankbare Bande, jetzt habe ich endlich für sie und ihre Kinder mit Müh und Schläue das ganze Heimen erobert, und die Frau hockt wie ein Jammerbild herum und flennt".

Nun hörte er die Schritte seines Sohnes die Stiege hinunter kommen. „Endlich, aber ich geh ihm keinen Schritt entgegen". Niemand trat ein. Von der Küche her hörte er Stimmen. „Sollen sie Milchsuppe trinken, mir ist einerlei".

Einige Zeit darnach, warf Zeno einen Blick nach der anderen Fensterreihe und blieb stehen. Er sah einen vollbepackten Unteroffi-

zier mit langen Schritten den Weg hinab gehen. „Herrgott, das ist ja der Bub“, riß das Fenster auf und rief: „Lorenz! Lorenz! Komm sofort zurück! Bist Du denn verrückt!“ Aber auch er schaute nicht zurück und ging fort.

Die drei Gläser Rotwein funkelten im Sonnenlicht. Auf Zenos Stirne und Backen, und auch in seinen Augen funkelte Zorn und Wut. Er riß die Türe auf, in wenigen Sätzen sprang er zur Küche hinüber und schrie seine Frau an: „Was ist mit dem Bub, geht fort und läßt mich allein. — Soll ich die ganze Arbeit im Stall allein machen, he? Soll ich emden und grasen und melken und misten ganz allein, he? Ist das eine Art, ohne ein Wort davon zu laufen und mich im Stich zu lassen, he?“ Die Frau sagte kein Wort. Nun griff sie nach dem Rüstmesser und den Aepfeln. Sie ließ ihn toben und schimpfen. Ließ die wild hervorbrechenden Worte, wie ein Sturzbach über sich ergehen. Zuletzt, da ihm die Flüche im Halse stecken blieben, sagte sie ruhig und fest: „Du hast es so gewollt“. Den nächsten Ausbruch konnte sie noch aushalten, dann ging sie, die Hände an ihrer Schürze trocknend, ohne Angst auf ihn zu, an ihm vorbei und wortlos die Stiege hinauf zu Hildi hinein.

Mit milder Hand hat ihm die alte Frau über die Wangen gestrichen

Zeno verzog sich in den Stall, dort konnte er den Kuhschwänzen predigen, von seiner Art Gerechtigkeit. Er kam nicht zum Essen. Früh trieb er die Kühe ein. Hildi mußte mit der Milch ins Dorf fahren. Lange nach dem Eindunkeln, lange nachdem das letzte Licht im Haus erloschen war, kam er aus dem Stall.

Beim Aufflammen der Stubenlampe sah er seine Frau auf der Ofenbank sitzen, mit dem Rosenkranz in der Hand. Das trieb ihm erst recht wieder alle Wut in den Kopf. Von Neuem begann er mit Schimpfen und Poleten. Aber auch ein starker und mächtiger Mann kann nicht stundenlang allein daherreden. Auch ihm gehen einmal die Worte aus, wenn er keine Widerrede und keine Antwort hört, und erst recht dann, wenn er zuschauen muß, wie die Frau gegenüber, in sich verschlossen auf ihre Hände im Schoß schaut und sich einzig nur zwei Finger bewegen und die Perlen des Rosenkranzes. „So red doch endlich ein Wort“, schreit Zeno, „warum bist Du denn aufgeblieben, wenn Du schon nicht reden willst, in drei Teufels Namen!“ „Eben, wegen den Teufeln bin ich aufgeblieben. Und reden will ich, wenn Du mich nicht nach jedem zweiten Wort unterbrichst. Laß mich reden, laß mich die Wahrheit sagen, in Ruhe, ohne Fluchen und Toben“. „Ich lasse mir keine Vorschriften machen, verstehst“, ruft er mit erhobener Faust. Dann laß es halt sein, dann geh ich ins Bett!“ Die Frau am Ofen schaut nicht auf, sagt nur mit einem warmen, gütigen Ton in der Stimme: „Gut Nacht, behüt Dich Gott“. — Er steht vom Tisch auf, geht trotzig am Ofen vorbei in die Kammer. Dort hört man ihn poltern und rumoren. Die Frau bleibt in ihre Stille eingehüllt.

Nach langer Zeit kommt er in Hemd und Hosen zurück, setzt sich wieder auf die Bank hinter den Tisch und sagt halblaut: „So red jetzt, ich kann doch nicht schlafen“.

Die Frau kommt zum Stuhl an den Tisch und sagt: „Auch ich wäre gerne mit den andern fortgezogen, glaub mir. Aber ich habe Dir vor Gott Treue geschworen“. „Warum fort?“ fragt Zeno. „Unterbrich mich nicht, ich will es Dir sagen. Du weißt, alles hat

mit einem Unrecht angefangen. Vor einem Jahr, bevor der Vater gestorben ist, und so elend und voll Schmerzen im Bett gelegen ist, hast Du Deine Fäden gesponnen und das Testament des Vaters verschwinden lassen". „Woher weißt Du das?" „Laß mich jetzt reden, ich weiß es, die andern wissen es und Deine Mutter weiß es auch".

„Aha, darum ist sie im letzten Augenblick auch mitgezogen", sagt Zeno und ein höhnisches Lächeln umspielt seine Augen. „Aber sag jetzt nur alles, ich rede kein Wort mehr dazwischen". „Du hast die Zettel, die der Vater früher geschrieben hat, die Entwürfe zu seinem Testament gefunden und versteckt, hast sie verändert und wichtige Sätze weggeschnitten. Auf diese Weise wolltest Du erreichen, daß du die Balm allein behalten und zu einem Spottpreis an Dich bringen könnest. Und da Du vernehmen mußtest, daß Du damit vor Gericht nichts erreichen wirst, hast Du Dich mit Deiner Schwester zusammengetan. Hast ihr den Kopf voll geredet, von Unrecht und Betrug, von dem Hundeleben mit Deinem Bruder zusammen. Was kann diese Frau in der Stadt schon von all dem wissen. Einmal in zwei Jahren kam sie hierher zu Besuch, hat ihre vielen Kinder und Sorgen. Sie hat Dir geglaubt. Du hast ihr viel versprochen. Sie hat Dir unterschrieben. Und dann hast Du aus unserem Haus ein Pesthaus gemacht, voll von Verleumdung, Haß und Mißtrauen. Hast mit Gericht und Advokaten gedroht. Meinst Du, Dein Bruder, der gute ehrliche Mann, sei nicht deswegen krank geworden? Meinst Du, Anna hätte ihre Kinder noch länger in diesem Giftgestank der Lüge aufwachsen lassen. Du hast erreicht, was Du wolltest. Jetzt müssen wir alle daran leiden".

„So, das ist der Dank dafür, daß ich für Euch sorge", höhnt Zeno, „daß ich Euch einmal ein Vermögen und das schönste Heimen in Innertwald und weit herum hinterlasse. Das ist Euer Dank!" „Muß man für Unrecht danken?" fragt die Frau, „soll man Dir dafür danken, daß Du aus unserem Frieden, aus der Einigkeit und Freundschaft unserer Kinder einen Herd der Lüge und des Streites gemacht hast? Soll man Dir dafür danken, daß Du Dich vom Geldteufel und vom Geizteufel zugleich reiten läßt? Ich danke dem lieben Gott, daß Migi und seine Familie einen Ort gefunden haben, wo sie im Frieden leben können, wo sie nicht betrogen und gehaßt werden. Auch wenn sie in bitter harte Not kommen, lieber Hunger haben, als ein solches Leben. Und danke Gott, daß Deine Mutter die Kraft und den Mut gehabt hat, sich vor allen Leuten zum Recht zu bekennen, und nun von Liebe umgeben ist".

Zeno läßt den Kopf immer tiefer hängen, aber jetzt fährt er auf: „So meinst Du, meine Mutter hätte ein Hundleben bei mir, he?" „Sie hat aus freiem Willen entschieden", fuhr die Frau fort, „ich sage die Wahrheit, ich habe nicht gewußt, daß sie fortzieht, bis sie heute morgen zu mir kam und Abschied nahm. Ich habe gemeint, der Schlag treffe mich. Heute während dem Tag habe ich mir alles überlegt. Sie hat recht getan, so ungern ich sie fortziehen sah. Ich weiß was mir wartet ohne sie. Ich wäre gerne mitgegangen. Zeno, ich sage Dir, auf dem Weg, den Du jetzt gehst, wird Dir keines von uns bis zum Ende folgen".

Sie steht vom Tisch auf und schreitet kummervoll und gebeugt auf die Kammer zu. Sie läßt ihm das Licht brennen.

### Von einem Spruch auf dem alten Schiefertisch.

Auf der Lehmatt hat die Verzweiflung der ersten Tage einer besseren Zuversicht Platz gemacht. Andres, der zweitälteste Sohn hat von Langholz, wo er die Käserlehre absolviert, einen lustigen Brief mit Zeichnungen heimgeschickt, einen Glückwunschbrief für das neue eigene Heimen. Anneli hat das verbeulte Geschirr aus Kasten und Fach auf den Güselhaufen geworfen und die guten Stücke einer gründlichen Negerwäsche unterzogen.

Einmal kam es lachend zur Mutter und zeigte ihr das graue Brotkistli, das unter seiner Seifenbürste farbig wurde, unter dem Schmutz eine hübsche Malerei hervor kam. Vreneli schrubbte die Böden, durfte aber nicht zu viel Wasser verschwenden, da sonst die braunschwarze Brühe plötzlich durch Spalt und Klack versickerte und im unteren Geschoß den Wänden nach tropfte.

Der Vater entpuppte sich als waghalsiger Dachdecker. Seine Frau konnte warnen und rufen so viel sie wollte, er war nicht mehr aus seiner luftigen Höhe herunter zu holen. Im Tenn flickte Bärti Rad und Wagen und fand unter altem Stroh und vieljährigen Tannästen eine Wanduhr und einen geschnitzten Trog. Der kleine Bub hatte sich von seinen Wespenstichen erholt. Langsam hat sich wieder der geschwollene Kopf auf sein Normalmaß zurückentwikkelt. — In ihrem Zimmer hatte sich die Großmutter nett eingerichtet, nahe bei der Stube, wo sie durch die offene Türe alles hören und sehen konnte. Je mehr sie sich aber in die Berge von Wäsche vergrub und mit Nadel und Schere hantierte, um so weniger fand sie Zeit auf das Gehen und Kommen zu achten.

In den vielen Räumen hat sich noch allerlei vorgefunden, das mit Seife und Faden instand gestellt werden konnte. Wenn auch die Möbel zum Teil in jämmerlichem Zustand waren, für die arbeitsfreudige Familie war es doch gut, daß sie das Haus mit allem Inventar übernehmen konnten. — Der vorherige Besitzer war soweit heruntergekommen, daß er und seine Frau weder Hausrat noch Fuhrwerke brauchten, weil sie von der Lehmatt direkt ins Armenhaus ziehen mußten.

Migi aber, der auf der Balm, in den von altersher möblierten Räumen gewohnt hatte, in dem patriarchalischen Familienbetrieb, wo alles Geld in die gemeinsame Kasse floß und daraus alle Anschaffungen für beide Familien bestritten wurden. Migi konnte nur soviel Hausrat mitnehmen, als seine Frau damals als ihre Aussteuer eingebracht hatte.

**Theresli aus Urseren**
Foto Leonard von Matt

Darum wurden in der Lehmatt die alten Matratzen aufgeschlitzt, Roßhaar und Seegras ausgestäubt, gereinigt und gesonnt. — So brachte jeder Tag Verbesserungen. Die Fensterscheiben wurden wieder durchsichtig, jeder Fund freudig gefeiert und das Wüste und Traurige mit keinem Wort erwähnt. Vieh brüllte im Stall, Mist wurde auf die Matten gefahren, Geiß und Schaf bleckte und meckerte. Auch ein Roß wurde gekauft, breit wie ein Ofen und stark. — Bei jedem Essen zeigte der Vater den besseren Appetit, sein Magenweh begann zu verschwinden, aufrecht und mit froher Miene ging er jeden frühen Morgen mit einem Jauchzer an die Arbeit, einen für die Dorfleute und einen gegen die Balm hinauf. Frohes Lachen würzte die Suppe und den Brei, wenn die Familie beisammen saß, wenn der Wernerli von seinem Sessel fiel, weil ein Stuhlbein plötzlich in einem Spalt im Boden versank. Sie waren zufrieden mit ihrer mageren Kost, sonst las ihnen das Anneli den guten Rat vor, den der vorherige Besitzer in einem Spruch in die alte Schieferplatte des Stubentisches eingekritzt hatte:

Weniger Schnaps und Speck,
dann kommst nicht in den Dreck.

Die Jungen lebten sich schnell in die neuen Verhältnisse ein. Sie fanden es köstlich in den großen Zimmern zu schlafen. Die mächtigen Balken an den Decken, die Malereien, die protzigen Türrahmen und das alte Gemäuer gefiel ihnen. Jeden Fleck und jedes Loch im Täfer, wußte die Großmutter mit einem witzigen Wort zu umrahmen. Am schwersten fand sich die Mutter zurecht. Sie

war in einem Haus aufgewachsen, wo Ordnung und Sauberkeit selbstverständlich waren, sie hatte nicht im Ueberfluß gelebt, aber nie hatte es an Geld gefehlt. Die schönen Schlafzimmermöbel, die sie mitgebracht, standen nun schief auf dem holperigen Boden, schief neigte sich auch die Decke über dem großen Schrank, und Geld war überhaupt nicht vorhanden.

Immer wieder mußte sie an das Unrecht denken, an Zenos Hinterlist und Bosheit, mit der er ihren Mann in die Enge getrieben, bis er krank geworden und schließlich von den unaufhörlichen Plagen ermüdet, nur mehr aus diesem Streiten und Grollen heraus wollte. „Er hätte den Vertrag nicht unterschreiben sollen", dachte sie, „in der Wut erst recht nicht, denn nach Recht und Gesetz hätten sie einen viel höheren Auskaufspreis erzielen können. Dies und das und jenes hätte ihnen noch gehört und würde ihnen hier unendlich gut dienen". Dann aber gingen Ihre Gedanken wieder zurück zu den langen nächtlichen Gesprächen in der Kammer auf der Balm, da sie selbst ihm immer wieder davon abgeraten hatte, das Gericht anzurufen, und Bruder gegen Bruder Klage zu führen. Nun hatten sie den Frieden und keine schwere Schuld auf dem Gewissen, das war ihr Glück.

Aber der Schuldenberg auf der Bank drückte sie schwer, der kommende Winter ohne Holz und Heu, magere Matten und magere Kühe, hungerige Mäuler und wachsende Kinder, woher die Kleider, woher die Erdöpfel und den Anken nehmen? Solche Sorgen kamen zu ihr gar oft auf Besuch, wenn sie in der Nacht übermüdet nicht schlafen konnte. Neben ihr aber lag, in glückliche Träume versunken, ihr guter Mann. Er freute sich jeden Morgen mit seiner Familie im Frieden beisammen sein zu können und legte die Plagen des Tages vor dem Schlafengehen mit seinen Kleidern auf den wackeligen Stuhl.

### Von froher Hoffnung und einem schweren Gang.

Der Winter kam und führte ein strenges Regiment. Nach grauverhangenen Tagen ragte unvermutet wieder der Hohfirn in dem blauen Himmel hinauf und zeigte eine Schneefahne, die von eisigen Winden kündete. Baum und Strauch erstarrten, Bach und Quell sind gefroren. Die drei Wasserspiegel des Brunnens vor dem Lehmatthaus lagen unter Schnee und Eis. Die Bewohner des großen, alten Hauses rückten zusammen. Man durfte nicht so viel Holz verbrennen, so viele Oefen jeden Tag anfeuern.

Auf Schlittschuhen kam Wernerli heim von der Schule, so hart war der Weg und Steg gefroren. Frau Anna werkte im Haus. Außer dem Kirchgang, sah man sie nie im Dorf. Ihre älteste Tochter besorgte die Einkäufe und brachte Brot und Mehl und die Nachrichten von Neuigkeiten aus Innertwald.

Spötteln und Höhnen versiegte nach und nach. Die Frauen in den Geschäften bedienten schon etwas freundlicher, aber es blieb offensichtlich, daß sie mehr zu den Leuten auf der Balm hielten, denn sie brachten ihnen mit ihren Einkäufen mehr Verdienst.

Zeno fuhr jetzt in einem Auto daher. Die Fahrprüfung hatte ihm einige Sorge gemacht. Mit seinen 48 Jahren, war es nicht mehr so leicht, die hundert Regeln des Verkehrs in seinen Kopf hinein zu zwängen, und am Steuerrad, war er genau so starrköpfig, wie daheim. Im Frühling fuhr er jeden Dienstag in die Stadt. Handeln und Tauschen, waren ihm seiner Lebtag lieber gewesen, als mühsame Arbeit. An Markttagen kam er spät nach Hause, mit rotem Kopf und neuen Plänen, weckte seine Frau, blies ihr den Rauch der Brissago in die Kammer und redete unaufhörlich, trotzdem ihm die Worte nicht mehr ganz rund aus dem Munde kamen. Er hatte einen guten Knecht eingestellt und fand nun Zeit auswärtige Geschäfte zu betreiben, während seine Leute fleißig tätig waren.

Zur Zeit, da das erste Heu auf den Matten lag, kam Anneli im Laufschritt vom Dorf heim, sprang atemlos die Stiege hinauf und rief nach allen Seiten: „Onkel Zeno hat die Balm verkauft!" „Nicht so laut", mahnte die Mutter, die aus der Küche trat, „das ist doch nicht wahr. Sei still, die Großmutter könnte der Schlag treffen".

Ab den Matten und aus dem Stall kamen sie zusammen, ließen alles stehen und liegen,

**Handmehr im Ring zu Wil**

Foto Leonard von Matt. Aus dem Heimatbuch von K. Vokinger Nidwalden Land und Leute

wie ein Blitz traf sie diese Nachricht. Sie saßen noch in der Stube um den Tisch, redeten hin und her und konnten sich nicht erholen. Der kleine Bub lief von der Schule heim und berichtete auch davon: „Eine Fabrik hat die Balm gekauft. Ich habe die Herren selbst gesehen. Sie kamen auf die Straße, aus des Gemeindepräsidenten Haus“.

Während dem Essen brachte der Briefträger das Amtsblatt und redete auch davon. Alles sei im Geheimen abgekartet worden. Nun seien die Herren bereits in einem großen, schwarzen Auto zum Notar gefahren. Ohne viele Worte, nahm die Großmutter diesen Bericht entgegen, sie sagte nur: „So ist der Zeno, das hat er wohl schon lange geplant. Bin ich froh und dankbar, daß Ihr mich mitgenommen habt. Jetzt hat er den Boden unter den Füßen weg, jetzt gehts bergab mit ihm“. Hinter dem Tisch saß der Vater, die Pfeife im Mund, sie war schon lange erkaltet. Frau Anna schaute hie und da zu ihm hinüber, sah wohl wie ihn der Schmerz bis ins Innerste traf. Sie wußte, wie er das Erbe der Väter lieb hatte und ohne viel davon zu reden, immer noch an dem Vaterheimen hing.

Sobald sie allein waren, sagte Frau Anna, jetzt muß aber der Zeno den Uebergewinn mit Dir und der Schwester teilen. Du mußt sofort hinauf zu ihm, mit dem Vertrag und Dein Recht verlangen. Denk Dir, wie nötig wir gerade jetzt das Geld brauchen. So hat doch diese bodenlose Hinterlist wenigstens das Gute, daß wir dadurch aus der größten Not heraus kommen. Geh heute noch zu ihm“.

Schwer drückte den Migi dieser bevorstehende Besuch beim Bruder auf der Balm, schwerer als alle Hypotheken. „Zuerst will ich noch die große Matte mähen, reden kann man auch bei wüstem Wetter. Ich weiß ja nicht, ob er daheim ist, man sagt er sei viel auswärts. Die Fabrikherren werden ihm wohl noch nicht alles ausbezahlt haben. Ich will nicht zweimal gehen, will dann das Geld gleich mitnehmen“. Mit solchen Ausreden, schob er den Besuch immer wieder um einen Tag hinaus.

Im Dorf übersteigerten sich die Gerüchte. Phantastische Zahlen wurden als Kaufsumme für die Balm genannt. Eine chemische Fabrik, das stand nun fest, hatte die Balm gekauft als Versuchsgut, zur Erprobung ihrer Spritzmittel in voralpiner Höhenlage. Bärti benützte auch jede Gelegenheit um den Vater auf die Balm zu hetzen. Lieber aber besprach er mit ihm, was aus dem Geld zuerst angeschafft werden könne, ein schwerer Traktor, Mäher und Rechenmaschine, die elektrische Pumpe und die Rohre und Schläuche, dann die zwei alten Kühe verkaufen und vier junge übernehmen, ein Heuaufzug. In ihren Köpfen entstanden herrliche Bilder, Haus und Stall renoviert, im Tenn rote, gelbe und blaue Maschinen, fette Kühe in den Ständen. In Annelis Kopf spukten Teller und Besteck, glatte Böden, saubere Betten und eine weißlackierte Waschmaschine.

Endlich war der Vater soweit, er hatte seine Kinder schon früh ausgesandt um auszukundschaften, ob sein Bruder zuhause sei. Nun zog er seine besseren Hosen aus dem Kasten, ein weniger geflicktes Hemd, setzte sogar den Sonntagshut auf und steckte einen Stumpen an.

Das Wetter war heute wüst genug, Regen fiel in eintönigem Plätschern. Unter seinem großen Regenschirm machte er sich auf den Weg, sah zwanzig Jahre älter aus, wie ein müder Sechziger. Hundert gute Wünsche begleiteten ihn.

Eine unerträgliche Spannung belastete Jung und Alt in der Lehmatt. Eine Stunde lang warteten sie mit dem Mittagessen, bis sie endlich Suppe schöpften. Bis gegen zwei Uhr behielten sie den Rest an der Wärme. Zum Zabig kam er immer noch nicht. Bärti mußte allein in den Stall. Unaufhörlich rann der Regen.

„Kein gutes Zeichen, daß er so lange nicht kommt“, meinte die Großmutter. Bärti war zuversichtlicher: „Vater läßt nicht lugg, der bleibt auf der Balm, bis er sein Geld in der Tasche hat“. „Er wird mit einer prall und dick geschwollenen Brusttasche heimkommen“, stimmte Anneli ein. „Ob er überhaupt etwas Rechtes zu essen bekommt?“ zweifelte Frau Anna, „aber nein, dafür wird Zenos gute Frau schon besorgt sein“.

Auf dem Heimweg von der Sennhütte traf Anneli den Vater. Ein Blick auf sein trauriges Gesicht, verriet ihm, wie übel die Ver-

handlung ausgegangen sei. „Liebes Kind", sagte er, „froh bin ich, Dich zu sehen. Kannst mir das Heimkommen leichter machen". Weiter redete er nicht mehr viel.

In der Stube daheim, warf er den Hut mit Schwung in die Bankecke hinter dem Tisch und sagte: „Gebt mir zuerst Käs und Brot, der Magen dreht sich mir um". Vreneli sprang in die Küche. Eilige Schritte kamen die Stiege hinauf, Bärti stürmte in die Stube, „Grüß Dich Gott Vater, sag mir gleich, wie viel hast Du bekommen?" „Laßt mich zuerst etwas essen". Alle schauten zu, wie der Vater mit dem Messer eine Scheibe vom Brot schnitt, die Rinde vom Käs schabte. Je länger er wortlos aß, um so tiefer sanken die Hoffnungen. Aus Bärtis Traumbild verschwanden zuerst die fetten Kühe, dann die Mähmaschine, und schließlich auch noch der Traktor.

„So und jetzt", sagte der Vater streng, „geht an die Arbeit oder ins Bett, die Großmutter bleibt da und Du, Anna. Die andern, verschwinden!" Das war ein Erstaunen, ein kalter Wasserstrahl, fand aber sogleich Gehorsam ohne Widerrede. Zuletzt ging auch Bärti hinaus.

„Vater, sag mir, wie viel hast du bekommen?"

„Ich bin selber schuld", fing der Vater mit müder Stimme zu reden an, „so geht es mir immer. Damals, Du weißt ja, Anna, haben wir in einem zweiten Vertrag erst, die Bestimmung aufgenommen, daß Zeno mit uns den Mehrpreis des Heimens teilen muß, wenn er die Balm innert zehn Jahren verkauft. Der frühere Vertrag war bereits beidseitig und rechtsgültig unterzeichnet. Wir haben diesen Vertrag zerrissen und verbrannt. Das heißt, Zeno hat ihn behalten und eine Abschrift zerrissen. Im Grundbuch hat er den ersten Vertrag, den ungültigen eintragen lassen. Ich war damals krank. Ich habe ihm vertraut und ihm die Vollmacht gegeben, den Vertrag grundbuchen zu lassen.

Heute bin ich beim Notar gewesen. Dort steht nichts von der Bestimmung. Er hat damals schon daran gedacht, die Balm zu verkaufen, hat mich hintergangen. Gekauft hat die gleiche Fabrik, die sich zuerst um die Lehmatt interessiert hat. Rechtlich gilt nur, was im Grundbuch steht. Ich kann mit Zeno vor Gericht gehen, aber davon habt ihr beide mir ja immer abgeraten. Also wird er mir keinen Rappen bezahlen".

„Gott wird ihn vor Gericht nehmen", sagte die Großmutter mit fester Stimme, „wenn er nur seiner Seele gnädig ist".

„Ich hol Dir noch einen Teller Suppe", sagte Frau Anna. — Mühsam erhob sie sich und ging schwankend hinaus. Ihr war so übel, so sterbensschlecht, sie mußte an die Luft, mußte sich zuerst von so viel Gemeinheit und Hinterlist erholen. — Später dann, am rauchigen Herd, sammelte sie wieder ihre Gedanken. Dachte, wie schwer es für den guten Mann sei, einen solchen Bericht heimzubringen, wie müde und krank er aussehe. „Wenn er nur bei Kräften bleibt, nur sein Leiden nicht wieder ausbricht" sann sie weiter, „jetzt muß zuerst nur ihm geholfen werden. Was nachher kommt, wird auch wieder zu tragen sein".

Tapfer und aufrecht, aber noch aschebleich, brachte sie ihm die dampfende Schüssel und sagte: „Tröste Dich. Wenn er nicht verkauft hätte, dann wäre für uns auch nichts abgefallen. Wir haben ein paar Tage in der Freude und in der Hoffnung gelebt. Es waren herrliche Tage. Nun gehen wir wieder

alle zusammen an die Arbeit. Laß mich mit den Kindern reden, sie verstehen nichts von Verträgen und Grundbuch. Ich will es ihnen auf eine Weise beibringen, daß der Haß nicht aufkommen kann".

**Mit freiem Blick auf den Zürichsee.**

Mitten im Mai fiel Schnee in die Blust und ins Heu. Ein Möbelwagen fuhr zur Balm hinauf, öffnete dort seine weiten Tore und wurde im Flockenwirbel mit Hausrat voll gepackt. Am gleichen Tag noch kam ein anderer Möbelwagen und brachte eine Ladung in die Balm. Abends reiste Zeno, seine Frau und Hildi fort. Der Knecht blieb zurück, das Vieh und die Fahrhabe.

Am nächsten Morgen schaute der Hohfirn glitzerig weiß, aus einem strahlend blauen Himmel auf Innertwald hinab. Die warme Sonne ließ den Schnee von den Bäumen fallen, versengte ihn auf Matte und Weid.

Am Zürichsee hatte Zeno ein Haus gemietet, mitten in einem Obstgarten mit prächtigem Blick auf den See. Dort richtete er sich ein, dort fühlte er sich wohl, hier wollte er das viele Geld genießen, das er nun endlich sicher auf der Bank sein eigen nennen konnte.

„Büro" war die erste Türe angeschrieben, wenn man in seine Wohnung trat und tatsächlich standen ein Pult, eine Schreibmaschine, zwei Gestelle mit Formularen und Geschäftspapieren und ein Geldschrank darin. Wie schnell hatte sich der Bauer von der Balm in einen Geschäftsmann verwandelt. Mit seiner Schlauheit und einem eignen Spürsinn, suchte er neue Bekanntschaften und Verbindungen. Seine Kleider kaufte er in der Stadt. Er tauchte jetzt mit gelben Halbschuhen und bunter Kravatte in den Wirtschaften und Restaurants auf. Sein Schnauz war verschwunden, an seinem kräftigen Handgelenk glitzerte eine goldene Armbanduhr.

Nur selten war er zu Hause anzutreffen. Seine weiten Fahrten und Spaziergänge galten dem Liegenschaftshandel. Abends las er den Handelsteil der Zeitung und die Grundstück-Inserate. Seine Tochter Hildi, die nun Hilda genannt wurde, besuchte eine feine Schule in der Stadt, stolzierte mit eleganten Schuhen und fliegenden Mänteln und brüstete sich mit einer Frisur, nach den neuesten Modeheften. Sie blieb tagsüber in der Stadt und kam erst knapp vor dem Nachtessen zurück. Ihr Bruder Lorenz hatte sich zuerst eine passende Beschäftigung gesucht, und hatte sich dann auch für eine weitere Ausbildung entschlossen. Zuerst für Abendkurse, dann mietete er sich ein Zimmer und blieb die ganze Woche fort. Sonntags, zu der Zeit, da der Vater nicht zu Hause war, kam er heim zur Mutter. Sie war kränklich geworden, sah aus, wie eine alte Frau. Sie konnte sich nicht an die neue Umgebung gewöhnen. Wenn sie nur wenigstens Hühner und Enten hätte füttern können, oder eine Geiß. Aber daran war in diesem vornehmen Quartier natürlich nicht zu denken.

Zeno brachte oft neuerworbene Freunde mit nach Hause, zum Nachtessen, zu einem ergiebigen Trunk. Geschäftsfreunde nannte er sie, probierte mit ihnen reihenweise Weinsorten und redete von den Neuigkeiten in der Gegend. „Johanna komm". „Johanna geh hol". „Johanna bring uns schnell", kommandierte er seine Frau an solchen Abenden.

Glücklicherweise hatte sie an Regina eine gute Hilfe. Ein junges flinkes Mädchen, mit Augen, blau wie der See an schönen Tagen, mit blonden glatt gestrichenen Haaren und dicken Zöpfen, die es in der feinen Stelle nun um den Kopf gewunden trug. Verwandte hatten ihr dieses Mädchen vermittelt. Es kam von einem kleinen Bergheimen, nicht weit von ihrem Heimatort entfernt. Mit seiner wohlklingenden Mundart, brachte es auch für Frau Johanna ein Stück vertraute Heimat mit.

Die einsamen Tage und die langen Abende, da Zenos Frau auf ihren geschäftigen Mann warten mußte, waren kurzweiliger und leichtsamer geworden, seitdem das Mädchen sie umsorgte. Wenn sie ihm von ihrer Jugendzeit, von ihren ersten, glücklichen Ehejahren erzählte, dann hörte Regina gerne zu. Die feine, glatte Haut seiner Wangen röteten sich und der kühn geschwungene Mund konnte sich vor Staunen nicht mehr schließen. Das Mädchen hatte vor drei Jahren die

Sekundarschule besucht und war zum ersten Mal bei fremden Leuten. Es hatte eine böse Meisterin erwartet und zu seinem Verwundern, eine so gütige, kluge Frau gefunden.

Die Krankheit zwang Frau Johanna oft früh zu Bett zu gehen. Dann blieb Regina allein auf, richtete das Nachtessen für Hilda und wartete mit ihr bis der Vater heimkam. Die beiden Mädchen fanden bald guten Kontakt. Hilda mußte meistens noch Aufgaben machen. Dann setzte sich Regina auch zu den Büchern. Es kam vor, daß Zeno die beiden zu später Stunde bei Büchern und Heften überraschte.

Ein andermal, so gegen Mitternacht klopfte Zeno Regina aus dem Bett, befahl ihm Wein zu holen und eine flotte Platte Bauernschinken aufzutischen.

Nicht immer waren nur feine Herren bei diesen mitternächtlichen Schmausereien. — Gerne neckten und zwickten sie das halbverschlafene Mädchen, dann aber verschwand Regina lautlos und schloß sich unerbittlich in sein Mägdekämmerchen ein. Ein junger Großhans hatte es einmal in die Arme schließen und auf seine Knie nehmen wollen. Das Gelächter der Trinkfreunde verstummte bald, da sie zusehen konnten, mit welcher Geschmeidigkeit sich Regina von dem Mann befreite und mit welcher Kraft es ihm, rechts und links ins Gesicht schlug.

Das Gelächter verstummte, da Regina dem Mann ins Gesicht schlug

Eine solch freche Behandlung seiner Gäste ließ sich Zeno natürlich nicht gefallen. Er rannte dem Mädchen nach, schrie und brüllte durch das ganze Haus: „Du bist entlassen, geh zum Teufel, Du kleine Hex!“ Regina schloß blitzschnell seine Türe, blieb klopfenden Herzens und voller Angst stehen. Draußen polterte und morxte Zeno, innen hielt das Mädchen mit aller Kraft die Türfalle in den Händen, bis sich das Schimpfen langsam die Stiege hinab verzog. Angekleidet warf es sich auf das Bett und wagte die ganze Nacht nicht unter die Decke zu schlüpfen.

Am Morgen schon vor der Dämmerung stieg Regina leise in den Estrich hinauf, holte seinen Koffer und packte alle seine Sachen ein. Den Kamm und die Haarbürste brauchte es noch um eine reisefertige Frisur zustande zu bringen. Dann stieg es im Sonntagsgewand mit dem Mantel und Koffer die Treppe hinab, richtete das Frühstück, legte Geschirr und Besteck auf und wartete auf die Frau.

Wie im Wartsaal eines Bahnhofs, Mantel über dem Arm, Koffer neben sich, saß es in der Stube, da Frau Johanna zum Frühstück kam. Diese starrte mit aufgerissenen Augen und offenem Mund auf das reisebereite Töchterchen und fand endlich die Worte zu fragen: „Was ist mit Dir los, Regina? Was soll das bedeuten?“ — „Der Herr hat mir gekündigt, hat mich heute Nacht sofort entlassen!“ — Zugleich strömte ihm eine heftige Röte vom Hals her zum Kopf und Tränen in die Augen. — „So, so, je nun, zu allererst aber tragen wir jetzt den Koffer in den Gang hinaus, hängen das Mäntelchen auf und setzen uns zum Morgenessen. Mein Mann kommt noch lange nicht, Du kannst mir also ruhig erst erzählen, wie das zu und hergegangen ist“. Regina gehorchte, wie ein braves Institutsmädchen, setzte sich steif an den Tisch und begann seinen abenteuerlichen Bericht. Erzählte mit blitzenden Augen ohne auch nur das Mindeste auszulassen und schloß

dann: „Ich hätte ja doch nicht schlagen — so fest zuschlagen dürfen“.

Den halben Vormittag blieben die beiden ungestört am Tisch sitzen. Das heißt, nach einer halben Stunde verschwand Regina für eine kleine Weile im oberen Stock und kam dann wieder zur Fortsetzung des Gesprächs im Werktagskleidchen herunter.

Die gute Frau hatte unterdessen Zeit gefunden zu überlegen, was für einen lieben jungen Menschen sie mit Regina verlieren würde, wie schwer das Leben ohne diese vertraute Seele wäre. Zwischen Butter und Brot, zwischen Krug und Kanne hindurch, erzählte sie dem Mädchen von ihrem Leben: „Bei uns daheim, wir waren vier Schwestern und drei Brüder, da war Freundschaft, Friede und Hilfsbereitschaft selbstverständlich. Ich konnte nicht glauben, daß es irgendwo anders sein könnte. Als Zeno kam, jung, mutig und stark, ein fröhlicher und sauberer Bauernsohn, fühlte ich mich mächtig zu ihm hingezogen. Ich freute mich, eine Familie zu gründen und glaubte, alles würde so lieb und traut, wie es bei uns zu Hause war. Die ersten Jahre blieb es so. Lorenz kam zur Welt, zwei Jahre später Hilde, wurden groß, kaum gingen sie zur Schule, kamen eins nach dem andern, die Kinder meines Schwagers, aßen zusammen am Tisch, Zenos Vater und Mutter mit dabei, im prächtigen Haus auf der Balm. Dann fing Zeno an, die Arbeit zu meiden und auf eigene Rechnung kleine Geschäfte zu machen. Er wurde gewahr, daß er an einem Markttag mehr verdiente, als mit seiner Arbeit in einem Monat. Er hat auch an solchen Tagen manchmal mehr verspielt als in einem halben Jahr gewonnen. Aber davon sagte er nichts. Das war die Zeit, da der Geldteufel mit ihm heimkam und ihm Tag und Nacht auf dem Nacken saß. Ich habe ihn gewarnt und angefleht, halbe Nächte haben wir uns gestritten. Zeno wurde immer härter und verbissener. Ich habe gemeint, ich müsse es zustande bringen ihn von dieser Sucht wegzureißen, mit Drohen und Mahnen. Der Unfriede wurde unser ständiger Gast. Ich habe es als meine Pflicht und mein Recht angesehen, ihm die bösen Worte mit bösen Antworten zu vergelten, bis ich erkannt habe, daß so alle Liebe zugrunde geht. Darnach habe ich gelernt zu dienen und zu dulden, um meine Liebe zu retten. Damit ist der Friede in mein Herz eingekehrt. Ich konnte wieder das Leben besser ertragen. Seitdem empfehle ich ihn jede Stunde in Gottes Schutz. Es ist hier jetzt nur schlimmer geworden. Aber ich habe die Gewißheit, das ist mein rechter Weg. Gott wird ihn noch rechtzeitig zurückholen und von diesem Teufel befreien. Ob ich es noch erlebe, ich glaube kaum. Du weißt, ich bin krank. Noch nicht fünfzig Jahre und doch eine alte Frau“.

### Wie ein Brief versteckte Gedanken befreit.

Der Herbst brachte reiche Früchte, wenn auch das Obst in den höheren Lagen spärlich gedieh, Acker, Matte und Garten teilten ihren Reichtum aus. Auf der Balm begann sich die Arbeit der neuen Herrschaft zu entwickeln, Obstbäume wurden in langen Reihen gesetzt, Gemüse und Sträucher gepflanzt, neue Gebäude aufgeführt. Mädchen in weißen Schürzen pflückten die Ernte, fremde Besucher kamen in das Laboratorium, das am Sonnenhang, seine breite Fensterfront zeigte. Der Wirt „Zum weißen Lamm“ rieb sich die Hände, wenn er die feinen Gäste bediente. Seit die Balm in fremdem Besitz war, verdiente er viel mehr. Darum redete er nun auch freundlicher von den Leuten in der Lehmatt. Allerdings hatte er wenig Gelegenheit mit ihnen selbst zu reden, denn in seine Wirtschaft kam von dort kein Bein.

Wo hätten sie auch das Geld für ein Glas Wein oder Bier hernehmen können. Mager waren die Buben, aber stark, schlank die Mädchen, aber frohen Sinnes. Ihr Tagwerk hielt sie gefangen. Sie waren glücklich in ihrer Abgeschiedenheit. Bärti beteiligte sich den Winter über an einem Holzwerk. Diesmal war die Kälte nicht mehr so sehr zu fürchten, Holz aus dem eigenen Wald, manch ein Schlitten schwer beladen, wurde hergeführt.

Mit den ersten Knospen und den winzigen Blättlein, kam mitten in den Alltag hinein, ein merkwürdiger Brief. Migi schaute mißtrauisch auf jede Post. Seitdem er dem Bärti zulieb bei einer auswärtigen Kreditbank Geld aufgenommen hatte, um den

Traktor zu kaufen, witterte er hinter jedem Kuvert eine Mahnung. Diese Adresse aber war nicht mit Maschine geschrieben und nicht an ihn gerichtet, sondern an seine Frau. Darum konnte er ihn ruhig aufmachen. Nach wenigen Zeilen hielt er inne. Er traute seinen Augen nicht. Er schritt die Treppe hinauf. In der Küche fand er Anneli und den Bescheid, die Mutter sei bei den Erdöpfeln. Also ging er wieder in den Keller, schwenkte die vielen Blätter in der Luft herum und fragte: „Rat einmal, wer schreibt Dir einen Liebesbrief?" — Sie drängten beide ans Licht und traten unter die Haustüre. Suchten den vielen Seiten nach die Unterschrift und lasen: „Deine Johanna".

„Ist das menschenmöglich? Ist sie krank? Zeig her". Der Brief gab allen viel zu denken. Des langen Schreibens kurzer Sinn war so, Bärti soll für einige Tage an den Zürichsee kommen, Zeno habe das Haus jetzt gekauft und wolle den Garten ändern. All das natürlich in einer langen Reihe von Zeilen, mit guten Wünschen und Grüßen an die Kinder und die Großkinder. Viel war auch in dem Brief die Rede von Heimweh nach der Balm und vom Bedauern des großen Unrechts, das ihnen geschehen. So nebenbei, hieß es dann, Zeno wolle am nächsten Sonntag für zwei Wochen verreisen, und sie wäre froh, wenn sie nicht ohne Mannenvolk in dem großen Haus allein bleiben müßte. Die Blätter wanderten zur Großmutter hinauf, dann in die Küche und auch noch in den Stall hinüber.

Am Abend, sobald der kleine Werni unter der Decke lag, wurde dann im Kreis um den Tisch dieser unerhörte Antrag erwogen und besprochen. Im Brustton seiner Bedeutung erklärte Bärti rundweg: „Kommt gar nicht in Frage". Der Vater meinte: „Sie sollen uns in Ruhe lassen, wir müssen diese Ruhe sauer genug erkrampfen". Anneli schwenkte seinen Rubelkopf hin und her und sagte: „Nimmt mich ja schon wunder, warum Tante Johanna so schreibt, und was das Hildi macht". — Die Großmutter wagte ein kurzes Wort: „Eine dargebotene Hand soll man nie zurückweisen".

**Bei der Frentschenberger Kapelle**

Foto Leonard von Matt

Dann kollerten, wie Äpfel aus einem Korb, viele bisher verschwiegene Gedanken auf den Tisch, wild durcheinander und nicht gerade zimperlich. Lange hörte die Mutter den zornigen Reden zu. Erst da sie verebbten erhob sie ihre Stimme: „So viel weiß ich, wir können nicht den Frieden in unserem Haus haben, wenn wir mit den andern keinen Frieden wollen".

Das gab zu denken. Das war eine harte Nuß, mit einem guten Kern. Die Mannen schwiegen. „Wenn der Bärti nicht gehen will, ich gehe schon", sagte Vreneli keck. „Man muß ja nicht jetzt entscheiden, wir können einmal darüber schlafen", meinte schließlich der Vater. Nach langem Hin und Her verzog sich Anneli in die Küche, Vreneli half der Großmutter in ihr Zimmer, Bärti hatte noch im Stall zu tun.

So blieben Vater und Mutter allein, lasen wieder in dem Brief und deuteten jeden Satz. „Daß er viel Geld verdient der Zeno, das habe ich auf Umwegen auch vernommen. Vielleicht hat er doch ein schlechtes Gewissen und will es darauf ankommen lassen, ob wir

entgegenkommen. Es wäre ihm ja ein Kinderspiel, wenn er uns auch nur soweit helfen wollte, um den letzten Kredit mit dem hohen Zins abzulösen". Bald aber verschwanden diese Geldfragen wieder aus ihrem Gespräch. Das Raten und Werweisen aber, dauerte bis tief in die Nacht und kein Ausweg konnte gefunden werden.

Anderntags wurde kein Entscheid getroffen. Am Freitag sprach kein Mensch ein Wort davon. Am Samstag wurde gefegt und geputzt, gestrählt und rasiert, und wieder herrschte Stille um Tante Johannas Brief.

Am Sonntag nach der Kirche fuhr ein feuerroter, eleganter Wagen mit einer Zürchernummer durch das Dorf Innertwald, dem Bach nach, über die Brücke, am Wald vorbei, schwenkte zu den hohen Pappeln hinüber und blieb vor dem verzierten Haustor stehen.

Ein junges Fräulein stieg heraus, fand die Türe verschlossen, ging ums Haus herum, sorgfältig darauf achtend, seine eleganten Schühlein nicht zu beschmutzen, stieg die Freitreppe hinauf und rief in den Hausgang hinein: „He da, ist niemand da?" Sie ging einige Schritte weiter, sah eine offene Türe und guckte hinein. „Ei schau da, die Großmutter, das ist jetzt schön, daß ich Dich zuerst sehe". „Hildi, bist Du . . .", weiter kam die Großmutter nicht, denn sie wurde zärtlich in die Arme genommen und verküßt. Hinterher kam Frau Anna, schaute und hörte zu. „Was willst Du? Warum bist Du gekommen?" konnte die alte Frau endlich fragen.

„Ich bin mit Vaters Auto gekommen. Er ist nach Italien verreist. Ich will den Bärti mit heimnehmen. Wir freuen uns alle irrsinnig auf seinen Besuch. Wir haben auf Mutters Brief keinen Bescheid bekommen, das hat mich schandbar gefuxt und jetzt bin ich da und hole ihn mit dem Wagen". „Aha, ein solches Stadtfräulein wird man in anderthalb Jahren", machte sich nun die Mutter bemerkbar. „Ei schau da, Tante Anna, wie Du gut aussiehst, Du bist ja viel jünger geworden". Es war nicht leicht, sich diesem Wirbel von Freundlichkeit, Spaß und Jugendfrische zu entziehen. Migi wurde umhalst, Wernerli bewundert, Anneli und Vreneli verküßt und das alles in einem Tanz um die Großmutter herum.

Das Mittagessen wurde nicht anders als jeden Tag aufgetischt, da gab es kein schöneres Geschirr hervorzuholen, kein versilbertes Besteck. Suppe, geschwellte Erdöpfel und Käs. Hilde zeigte keinen großen Appetit und wenig Lust mit dem blechernen Löffel zu schöpfen. Jedoch ließ es sich nicht viel anmerken. Es redete nur davon, möglichst früh am Nachmittag fortzufahren, weil es dem Bärti gerne auf dem Weg dies und das zeigen wolle. Nach und nach rutschte die ganze Familie in die unabänderliche Tatsache hinein, daß der Sohn nun tatsächlich verreisen sollte.

Kein Koffer wurde gepackt. Weil keiner da war. Bärti nahm das Werktagsgewand und seine groben Schuhe in den Rucksack und setzte sich neben Hildi auf das weiche Polster. Mit Winken und Grüßen fuhren sie davon.

„Wann mußt Du in die Rekrutenschule?" fragte das Mädchen. „Im übernächsten Jahr". „Gottfried Studebecker, und ich bin schon verlobt", rief Hildi entsetzt, „aber weißt Du, nur heimlich. Ich darf den Ring nicht tragen, der Vater weiß nichts und der Mutter getrau ich es nicht zu sagen. Weißt Du, es ist ein Deutscher, aber ein netter, herziger lieber Mann".

„Bist Du verrückt?" fuhr Bärti auf. Mitten durch das Dorf fahrend, gab Hildi eine glanzvolle Beschreibung seines Allerliebsten, er heiße Manfred Kauffer, sei Korrespondent der bedeutensten deutschen Zeitungen, wohne in Zürich und sei elend froh, hier an der guten Kost in der Schweiz zu sein, weil sie draußen, seit dem Krieg, immer noch zu wenig und zu schlecht zu essen hätten. Dann folgte eine Beschreibung seiner hervorragensten Tugenden. Diese Liste allein benötigte einige Kilometer. Es sei halt ganz närrisch verliebt und nun unendlich froh, daß es einmal mit jemand darüber reden könne, der doch zur Familie gehöre. „Vater kann die Deutschen nicht riechen, wenn ich nur ein winziges Wörtlein von Manfred sage, dann geht er in die Lüfte. Ich aber lasse mir meine Liebe nicht nehmen".

„Willst Du über Arth oder über Rotkreuz fahren?" „Ist mir wurst", sagte Bärti

**Konrad Scheuber nimmt Abschied von der Familie**

Gemälde von Martin Obersteg. Aus J. K. Scheuber über „Bruder Konrad Scheuber"

barsch. So ein verrücktes Huhn, dachte er, ist aus Hildi geworden. Bei Immensee machte es Halt, ging mit Bärti die hohle Gasse hinauf und hinunter, und redete wie eine rauschende Wasserleitung. „Sag mir Bärti, was soll ich tun?" „Was tun, blöde Frage, arbeiten sollst Du, tüchtig schaffen, bis Dir die Flausen vergehen, bis die Spinnhoppen aus Deinem Hirni ausgeputzt sind". „Aber ich schaffe ja. Ich gehe jeden Tag in die Schule, büffle Literatur und Sprachen. Weißt Du, Bärti, ich will meinem Manfred auf der Redaktion eine gute Mitarbeiterin werden, ganz toll!"

Ja, wirklich, Bärti war der gleichen Meinung, das Mädchen sei ganz toll. Trotzdem aber fand er die Fahrt prachtvoll. Er ließ das Mädchen schwärmen und besah sich voll Freude die herrliche Gegend. Dachte nicht daran, daß sein Herz, in gar kurzer Zeit, auch so stürmisch überfließen könnte.

## Während sie die Erde pflegen, wächst eine geheimnisvolle Blume.

Lieb und voll Freude wurde Bärti von seiner Tante begrüßt. Das wolle sie ihm hoch anrechnen, daß er gekommen sei. Eigenhändig stellte sie ihm ein Glas Wein auf und tischte ein Festessen vor ihn her. Hilde erzählte von der schönen Fahrt und bekundete einen mächtigen Hunger. Um sieben Uhr am Morgen komme schon der Gärtner, erklärte man ihm, der den Plan von der Umgestaltung des Gartens bringe. Bärti dachte mit Vergnügen daran, einmal so spät aufzustehen. Regina sei noch in der Stadt, sie habe ihren freien Tag.

Nobel ging es da zu und her, mit weißem Tischtuch und Servietten. Wohl kannte Bärti die meisten Möbel von der Balm her. Aber da waren moderne Bilder dazwischen gehängt, Blumen in schönen Vasen standen

herum und mächtige Polstersessel. „Du kannst es nicht glauben und kannst es nicht wissen“, sagte Frau Johanna, „wie sehr es mich freut und mir wohltut, Dich für ein paar Tage bei uns zu haben“.

Hilde verschwand, sie müsse noch Französisch repetieren. Kein Wort ward von Onkel Zeno gesprochen, keine Silbe vom alten Unrecht. Der rassige Wein half Bärtis Stimmung zu heben, er wurde zutraulich, bekam Mitleid mit seiner Tante, die so hungerig nach allen in Innertwald fragte und so bleich aussah und so alt.

Unvermutet wurde an die Türe geklopft, sie ging langsam auf. Ein Mädchen trat unter die Schwelle mit frischen Backen und blonden Zöpfen rings um den Kopf, mit lustigen Augen und einem Mund, der wie eine quellende Frucht aufsprang und sagte: „Ich bin da“. „Ist recht so, Regina“, sagte die Tante freundlich, „willst Du noch etwas essen?“ Verwundert schaute es zu dem Besucher hin. „Nein danke, ich will nicht stören. Ich nehme mir in der Küche noch etwas und geh dann hinauf. Gut Nacht“. Und auch dem Besucher nickte es: „Gut Nacht“.

Wie eine Erscheinung war das Mädchen verschwunden und ließ einen Widerschein der Ueberraschung und Bewunderung auf Bärtis Gesicht zurück. „Wer ist das“, frug er erstaunt. „Unsere kleine Magd, ein liebes, gutes Kind“. Dann lenkte die Tante das Gespräch auf Innertwald zurück. Bärti hätte aber lieber mehr von dem schönen Mädchen erfahren.

Dieser fromme Wunsch wurde ihm anderntags ergiebig erfüllt. Mit dem Gärtner zusammen, stand das Mädchen schon früh im Garten, in einer bunten Aermelschürze mit bloßen, braunen Armen, mit Spaten und Hacke. Dann wurde die Erde von da nach dort und Steine von dort nach da gefahren, ein Vergnügen bei dem prachtvollen Wetter und dem Blick auf den schillernden See.

„Bist Du aus der Gegend?“ fragte Bärti, sobald der Gärtner verschwunden war. „Nein“. „Von wo denn?“ „Vom Schwandbödeli“. „Ja Sakermost, dann sind wir ja Nachbarn, da ist ja nur der Blanggenberg dazwischen“ lachte Bärti und bot dem Mädchen seine erdverschmierte Hand, „in dem Fall Grüß Gott Heimat!“ Regina legte seine ebenso schmutzige Hand vertraulich in die dargebotene Rechte und fragte: „Von wo bist denn Du?“ „Ich bin der junge Lehmättler von Innertwald, die Frau hier ist meine Tante“. „So“, ein leidvoller Zug legte sich auf das Mädchengesicht, „so, bist Du? Heißt Dein Vater Migi?“ „Woher weißt Du das“, frug Bärti. Aber das Mädchen gab keine Antwort und begann wieder zu graben.

„Albert, Albert“ rief die Tante aus dem Haus. Bärti schaute nicht auf. Nach dem zweiten Ruf kam es ihm in den Sinn, daß ihn die Tante auf der Balm immer so genannt hatte. Ungern ging er von dem Mädchen weg zum Fenster hinüber. Wurde aber zufriedener, da sie beide ins Haus rief zu einem kräftigen Znüni.

Am zweiten Morgen lag Bärti im Bett, seit vier Uhr hellwach, schaute zur Decke hinauf und sagte laut und bestimmt: „Ich Esel, ich Doppelesel, was hätte ich versäumt, wenn ich zuhause geblieben wäre“. Er sprang aus den Federn, machte Licht und begann sich zu rasieren. Darnach ging er, mit den Schuhen in den Händen, leise die Stiege hinunter und aus dem Haus. Er wollte sich den Ort etwas anschauen, die Gärten und Häuser und dann an den See hinunter spazieren. Er kam sich vor, wie ein Kurgast. „Wenn nur der Garten größer wäre“, dachte er, „einen ganzen Acker möchte ich umherschieben und ummodeln mit der Regi“.

Die Schuhe, Bärtis schwere Nagelschuhe, die er abends dreckig in den Keller gestellt hatte, standen am dritten Morgen fein geputzt vor der Zimmertüre. Bärti hätte sich in dem feinen Glanz spiegeln können, mit samt seinem strahlenden Lachen, denn er wußte wohl, wie viel Mühe es gekostet hat, die dicke Schicht Gartenerde zu entfernen, und Hochglanz auf das alte Schuhfett zu montieren. Er spazierte also mit berechtigtem Stolz in das Frühstückszimmer, setzte sich in den Polsterstuhl, schlug die Beine übereinander und wippte vornehm mit dem polierten Glanzstück.

Regina kam mit den Krügen herein, lud ihn freundlich an den Tisch: „Haben Sie gut geschlafen, Herr Albert?“ „Danke, Fräulein Regina, prima“, ging er auf ihren schnippi-

schen Ton ein. Beim Eingießen des Kaffees fragte es: „Wünschen Sie hell oder dunkel, Herr Albert?“ „Ungefähr so braun, wie Ihre Arme, Fräulein Regina“. Das Mädchen nahm Bärtis Tasse verglich mit ernster Miene die beiden Farbtönungen, goß noch etwas Kaffee nach und fragte: „Herr Albert, ist es Ihnen nun so recht?“ „Ich will versuchen, ob ich ihn so trinken kann, Fräulein, übrigens, Du machst einen verdammt guten Kaffee“. „Wie meinen Sie, Herr Albert? Danke für das Kompliment, ist aber nicht mein Verdienst, das kommt von den Bohnen“.

„Bist Du eigentlich über Nacht übergeschnappt?“ frägt Bärti und legt sein großes Butterbrot auf den Teller zurück, „zuerst finde ich meine Bergschuhe in Hochzeitsschuhe verwandelt, dann Herr Albert hin, Herr Albert her, was soll das heißen?“ Regina stellt den Blumenstrauß mitten zwischen sie, guckt zwischen den roten und weißen Nelken hindurch und sagt: „Herr Albert, Sie sind der Neffe meiner Herrschaft, das gehört sich so“.

Schon früh am Morgen stand Regina arbeitsfreudig im Garten

Bärti schiebt die Blumen weg und meint: „Eine so schöne Blume wie Du, gibts am ganzen Zürichsee keine zweite, verdeck mir nicht mit dem Gemüse die beste Aussicht. Und nun will ich Dir sagen, wer ich bin. Ich bin ein armer Hungerleider und das will ich Dir gleich beweisen“, streicht von der süßen Erdbeerkonfitüre einen netten Hügel auf sein Brot und beißt mit Lust hinein. „Guten Appetit, Herr Albert!“ „Gute Besserung, Fräulein Regina“, höhnt er mit vollem Mund und bleibt für eine Zeit lang, infolge anderweitiger Beschäftigung, stumm.

Nach dem dritten Weggli frägt er: „Hat Dir eigentlich meine Tante diesen Floh ins Ohr gesetzt?“ „Floh, Herr Albert, Floh?“ gab es schnippisch zurück, „in einem so feinen Hause gibt es keinen einzigen Floh“. „Himmel, Herrschaft, Regi, willst Du mich eigentlich auf die hohe Stange nehmen?“ „Aber wo denken Sie hin Herr Albert, ich will Sie nur standesgemäß bedienen. Ihre Tante hat mir nämlich feine Manieren beigebracht“.

Bei der Arbeit im Garten und in den nächsten Tagen, verflog die zimperliche Sprache. Regi erzählte von seinem Heimweh, von den langen Stunden, die es abends in der Küche verbrachte, wenn Gäste da waren, bis weit über Mitternacht, und was für Gäste. „Wenn Frau Johanna nicht wäre, die gute, liebe Frau, ich wäre schon längst wieder daheim“, sagte das Mädchen, „jetzt wächst schon bei uns das junge Gras. Am Morgen in aller Frühe mit dem Vater zum Mähen, wenn das so duftet, und die Vögel singen, die leichten Nebel in den blauen Himmel hinauf verschwinden, das ist ein Leben“. Für Bärti waren solche Worte wahre Himmelsmusik.

Viel zu früh war die Arbeit beendet, die Mäuerchen angelegt und die Beete ausgeglichen. Der Abschied wurde für alle schwer. Bärti hatte auf einem Morgenspaziergang im Schaufenster einer Bäckerei ein Lubkuchenherz gesehen, mit einem Spruch mit Zucker draufgeschrieben:

„Ist Heimweh Deine Plag
dann warte auf den Tag
da bricht die Liebe aus
bringt Dir den Schatz ins Haus.

Regi fand dieses Lebkuchenherz auf seinem Kopfkissen, mit einem roten Bändchen angeheftet, just in dem Augenblick, da Hilde mit Bärti im Auto davon fuhr. Es wollte in seinem Kämmerchen seine nassen Augen

verbergen. Nun erst recht rollten die Tränen über die Backen und das Schluchzen war nicht mehr zu dämmen.

Tante Johanna hatte dem Bärti zum großzügigen Lohn auch noch einen Tragkorb voll Wäsche, Konserven, Wurstwaren und Tabak mitgegeben und die besten und freundlichsten Grüße für die ganze Familie. Einen Spielzeugkasten für Wernerli, eine Schürze für Vreneli, eine Pfeife für den Vater, und auch den Rucksack noch vollgestopft mit Geschenken. „Mit dieser unmanierlichen Traglast, kannst Du doch nicht am Sonntag mit der Bahn fahren", hatte die Tante gesagt und Hilde befohlen, ihn mit dem Auto heimzubringen. Hilde schien jedoch nicht sehr begeistert. Kaum waren sie um die nächste Straßenbiegung gefahren, begann sie mit Fragen, ob er ihr nicht gerne einen Dienst erweisen würde, einen unersetzlich wertvollen Dienst. Sie habe nämlich mit ihrem Manfred eine Zusammenkunft vereinbart, könnte auf diese Weise den ganzen Tag mit ihrem heimlich Verlobten verbringen, wenn er mit dem Zug heimfahren würde. Der brave Jüngling hatte inzwischen für solche Situationen ein besseres Verständnis erworben und erklärte sich unverzüglich einverstanden. Also half das elegante Fräulein, auf der nächsten Station, dem ungewohnten Bauernsohn den mächtigen Korb in den Bahnwagen tragen und überließ ihn fröhlich winkend seinem Schicksal.

### Bauherr und Protz.

Die Geschäftsbeziehungen des ehemaligen Bauern auf der Balm entwickelten sich. Zeno hatte einen kühlen Verstand, und in geschäftlichen Dingen eine glückliche Hand. Er rechnete damit, daß sich die Stadt Zürich immer weiter ausdehnen müsse, kaufte und verkaufte Häuser und Grundstücke und verdiente große Summen.

Unter seinen Freunden stand ihm ein Architekt besonders nahe. Dieser sprach immer wieder davon, er müsse seinem Geschäft ein gewichtiges Ansehen geben, er müsse näher bei der Stadt und in einer eindrucksvollen Villa wohnen. So ein Haus, das klug gebaut und geschmackvoll eingerichtet sei, könne er in wenigen Jahren mit Hunderttausend Gewinn verkaufen. Er brachte ihm Pläne und Ansichten und rechnete vor, wie er damit in die Reihen der großen Spekulanten aufsteigen könne. Der Architekt bewunderte Zenos Geschick in seinen Käufen und Bewertungen, staunte über die immer größer werdenden Gewinne, sprach davon, daß ein solches Talent auch einen würdigen Rahmen, einen günstigen und eindrucksvollen Standort haben müsse. Das Grundstück für diesen Bau sei ja schon in Zenos Hand. Der äußerste Zipfel der Schützenmatt, die er letztes Jahr gekauft habe, liege ja innerhalb der Stadtgrenze. Er sprach von der herrlichen Aussichtslage, ausgezeichnet am Verkehr gelegen, locker bebautes Herrschaftsviertel.

Auf die Mahnungen und Warnungen seiner Frau hörte Zeno längst nicht mehr. Sie konnte ja seinen Plänen nicht mehr folgen, hatte keinen Begriff von seinem Genie und von der rasenden Entwicklung der einmalig günstigen Nachkriegszeit. Zeno brütete und rechnete, während dem Essen, am Abend, bis in die Nacht und noch im Schein seiner Nachttischlampe.

Den Sommer über konnte er sich nicht entschließen. Im Herbst wollte er nicht bauen. Im Winter gelang ihm ein ganz raffiniert ausgeklügeltes Geschäft und brachte ihm ein ganzes Paket großer Banknoten. Das gab ihm den Mut. Er unterzeichnete den Vertrag mit dem Architekt. Der Bau wurde ausgesteckt und ausgeschrieben. Zeno als Bauherr und Besitzer einer klotzigen Villa in der Stadt, das erfüllte ihn mit einem mächtigen Hochgefühl und nahm ihn für lange Zeit gefangen. Damit konnte er auch den Verlust seiner einzigen Tochter verschmerzen.

Manfred hatte nämlich in aller Form und sehr korrekt um die Hand seiner Tochter angehalten. Er sprach von Hochachtung und Verehrung für Hilda und erwähnte mit keinem Wort, wie lieb ihm ihr goldiger Hintergrund sei.

Schon früher, und seit dem Beginn der Nazziherrschaft, hatte Zeno eine stierenmäßige Wut auf die nördlichen Nachbarn. Er hörte der gedrechselten Sprechweise Manfreds nicht mit schwiegervaterlicher Geduld zu, sondern warf ihn nach alt eidgenössischer Art aus dem Haus, schickte seine Tochter in

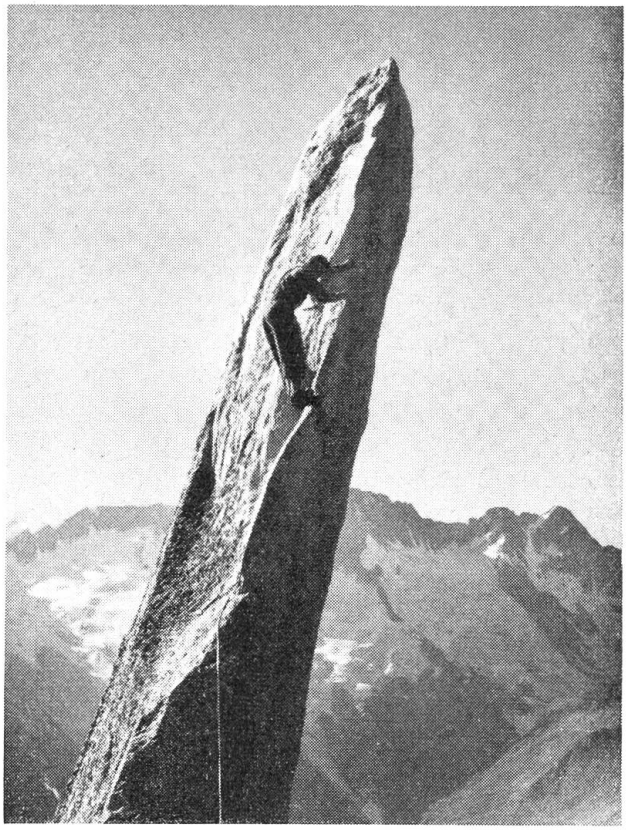
eine Sprachschule nach Mailand und betrachtete diesen blödsinnigen Fimmel Hildes als erledigt.

Der deutsche Zeitungskorrespondent studierte daraufhin das schweizerische Erbrecht und verlegte seinen Wohnsitz ebenfalls nach Oberitalien. Von dort erhielt Zeno eine, in italienischer Sprache verfaßte Heiratsanzeige seiner Tochter und die Mutter einen glücküberströmten Brief.

Um der ungünstigen Wetterlage im väterlichen Haus für einige Zeit auszuweichen, begab sich Zeno's Sohn Lorenz, zwecks weiterer Ausbildung im Baufach, nach Deutschland.

Alle dazugehörigen Ausbrüche und Wutanfälle, das Hin und Her bis zum Entschluß des Bauens, den ganzen Aerger mit den Baufirmen, mußte Frau Johanna allein ertragen und zusehen, wie ihr Mann ein Haus mit zwölf Zimmern, mit riesigem Wohnraum für Festanlässe und Trinkgelage, mit gekachelten Bädern, mit Bürotrakt und Liegehalle erbaute. Und das für drei Personen. Dann und wann war er auch im Begriff diese kleine Zahl zu verringern, dann nämlich, wenn er der Regina wieder fristlos kündigte, wenn er seiner Frau Vorwürfe machte, sie brauche für den Haushalt zuviel und sie könnte die Arbeit gut allein machen. Denn er stelle ja keine großen Ansprüche. Speck und Bohnen, Käs und Wein, mehr verlange er nicht. So gingen Sommer und Winter und noch ein trüber Herbst in Stürmen vorbei.

Der Architekt verlangte natürlich freie Hand für die Innenausstattung der Villa. Als Hintergrund solch gewaltiger Geschäftstätigkeit, dürften natürlich nicht die alten Möbel und abgewetzten Stühle mitgenommen werden. Das Haus müsse zeitgemäß und bis in die letzten Einzelheiten einheitlich empfunden und könne nur so Zeuge sein, für den guten Ruf der Firma und für den feinsinnigen Geschmack des Besitzers. Nicht nur die Möbel und Vorhänge, auch die Bilder, wurden vom Architekten ausgewählt und bestimmt.



**Die Nadel lockt**

Foto Leonard von Matt

Frau Johanna mußte also ihre vertrauten Gegenstände zurücklassen und in das Haus zur Schützenmatt ziehen, das ihr wie ein fremdartiges Museum vorkam, wie ein prunkvolles Gefängnis. Ein Trost für sie, daß Regina mit ihr kam, die mit hellem Lachen die Räume füllte und über die kostbar gerahmten Farbflecken, über die wenig bekleideten Damen und Tänzerinnen an den Wänden, mit Glotzaugen und schiefen Nasen, nicht genug höhnen und spotten konnte. Die weichen, bunten Teppiche, die blitzende Küche, der schneeweiß gekachelte Waschraum, das gefiel ihr schon besser. Das tägliche, stundenlange Heulen des Staubsaugers aber entzückte sie wenig und war auch nicht dazu geeignet, Frau Johannas Kopfschmerzen zu lindern.

### Ohne Rat und Ausweg.

Nach Neujahr mußte Bärti in die Rekrutenschule einrücken. Sein jüngerer Bruder Andres, der seine Käserlehre gut zu Ende gebracht hatte, vertrat ihn daheim. Seit dem Herbst schon diente Anneli als Magd in einer Molkerei.

Im nächsten Jahr zog Bärti als wackerer Säumer in den ersten Wiederholiger. Fast gar wäre sein Aufgebot rückgängig gemacht worden, denn die Viehseuche war, bis nach Innertwald vorgedrungen. Aber nicht nur der gefürchtete Stallfeind kam in die Lehmatt, auch böse Briefe fanden ihren Weg dorthin.

Die auswärtige Kreditbank, die sich um die längst fälligen Zinsen und das geliehene Geld ängstigte, schickte Mahnungen und Drohungen. Sie sandte sogar einen bärbeißigen Eintreiber zum Lehmättler, der die Aussichten einer Pfändung auskundschaften mußte und der Bank Bericht bringen sollte, auf welche Art die Rückzahlung aus dieser Familie herausgepreßt werden könne. Er besichtigte die eben neu geweißelten, ausgeräumten Ställe, besah sich jedes Zimmer und Möbel und erklärte, seine Bank habe beschlossen, den Konkurs zu verlangen, wenn nicht innert drei Wochen die zwölftausend Franken bis auf den letzten Rappen zurückbezahlt seien.

„Und übrigens", sagte er, die beiden flotten Söhne betrachtend, „warum hocken die beide daheim? Heutigentags kann so ein junger Mann nahezu so viel in einem einzigen Jahr verdienen. Zum Beispiel, werden jetzt von einem Elektrizitätswerk, das mit unserer Bank in enger Verbindung steht, Starkstromleitungen über die Berge erstellt. Ich könnte einen Arbeitsvertrag vermitteln bei hohem Lohn. Ist zwar eine etwas kitzlige und gefährliche Arbeit. Aber wenn der Lohn zum Voraus gepfändet werden könnte, dann würden wir vielleicht mit uns reden lassen".

Der Vater saß düster und vergrämt hinter dem Tisch, sagte kein Wort, daß Bärti erst aus dem Militärdienst zurückgekommen sei und Andres morgen wieder auswärts zur Arbeit gehe. Er hatte genug zu tun, seine Wut zu bekämpfen und seine Fäuste auf der Tischplatte zu belassen.

Nach dem mageren Nachtessen blieben die Leute von der Lehmatt lange um den Tisch sitzen. Nur der kleine Werni war nicht dabei. Seitdem ihn die böse Krankheit, die Kinderlähmung, befallen hatte, mußte er fast immer im Bett liegen. Mit Mühe nur konnte er für kurze Zeit aufstehen, aber nicht ohne Hilfe sich bewegen.

„Hätten wir doch den Traktor nie gesehen und die Maschinen", sagte die Mutter, fand aber nicht großen Beifall. Auch das Wehrweisen der Buben, das Jammern Vrenelis konnte den Vater nicht aus seinem trüben Sinnen aufwecken. „Für diese verfluchte Bank, den Bärti in die Lebensgefahr hinauf jagen, lieber ziehe ich als Bettler durchs Land", schimpfte endlich der Vater los. Dann aber war für eine Viertelstunde nur noch seine Stimme zu hören.

Nach diesem Sturm sagte die Großmutter: „Ich will dem Zeno schreiben und ihn bitten..." weiter kam sie nicht. Die ganze Mannschaft protestierte. Auch diesen Sturm ließ die Großmutter, an ihrem leicht zitternden Kopf, vorüberbrausen. „Was kostet ein Brief", begann sie wieder, „zwanzig Rappen. Lohnt es sich wegen den zwei Batzen ein solches Geschrei zu machen. Wenn Du als Bettler gehen willst, Migi, dann mußt Du Deinen Kopf noch viel tiefer drücken lassen, als nur so. Was macht das Dir aus, wenn ich schreibe?" „Das läßt mir mein Stolz, mein Ehrgefühl nicht zu", rief der Vater", schlug mit der Faust an seine Brust und stellte den Bart weit in die Mitte des Tisches hinaus. „Der Hochmut und der Steckgrind", fing die alte Frau mit ihrer dünnen Stimme wieder an, „das sind schlechte Freunde. Sie bringen Dir nicht Kuh noch Kalb, sie zahlen keine Rechnungen, nicht die von der Bank und auch nicht die Arztrechnung für den armen Wernerli. Sie machen nur ein kaltes Herz. Nicht ich sollte schreiben. Du, Du mein Sohn solltest Dich auf den Weg machen und Deinen reichen Bruder bitten, damit Deine Familie zusammenbleiben kann, warm hat, zu essen hat und ein Dach".

Als ob sie frieren müsse, rieb sie die krummen Finger in ihrem Schoß. „Wenn Du das auf Dich nimmst, um der Liebe zu Deinen Kindern willen, Deiner Frau und mir, dann gibt Dir der liebe Gott den Segen für Deine Arbeit und zeigt Dir einen Weg".

Vreneli tat einen tiefen Atemzug, vergrub sein Gesicht in den Händen und eilte hinaus. Schwer lastete das lange Schweigen auf allen. Das Ticken der Uhr, das Summen und

Surren der Fliegen war zu vernehmen, lange Zeit kein Laut. Nun warf Bärti seinen Kopf hoch und sagte: „Vater ich gehe. Ich gehe zum Onkel und will mit ihm reden". „Du darfst nicht", schrie der Vater und schlug die Faust auf den Tisch, „das verbiete ich Dir!" „Auch so ist es recht, auch wenn Du gehst ist es recht, Bärti" kam wieder die zitterige Stimme aus dem Polsterstuhl. „Vater, wir wissen ja alle keinen andern Weg", jammerte die Mutter, „laß ihn gehen".

**Wie Bärti bleich wie ein Leintuch wird.**

Nach dieser schlaflosen Regennacht erloschen die Sterne in einem hellblauen Himmel. Der Hohfirn stand wie ein Wächter in weißem Mantel über dem Tag. In Strauch und Laub sangen die Vögel. — Mitten durch diese morgendliche Herrlichkeit, geht Bärti in seinem schönsten Staat zur Poststation und fährt ins Land hinaus. Sein Herz ist schwer wie Blei. Aber irgendwo tief innen blinkt doch ein heller Funke. Wenn alles schief geht, so kann ich doch die Regi wieder sehen. — Seit dem Militärdienst ist er gewandter geworden. Er kennt den Weg zu Zenos Haus und geht schon vor dem Essen, mutig und festen Schrittes auf das Gartentor zu. Ei, wie die Beete voll Blumen sind und wie die Sträucher in der Zeit groß und kräftig geworden sind, in dem Garten, den er mit so viel Freude zurecht gemacht hat. „Die Regi wird Augen machen" denkt er und drückt kräftig auf den Glockenknopf. Eine unbekannte Frau kommt an die Türe, öffnet nur einen Spalt breit und fragt nach seinem Begehren. Auf seine Fragen erhält er den Bescheid: „Ja, die sind schon bald zwei Jahre fortgezogen, wohnen in der Stadt. Wenn Sie in Kilchberg aussteigen, dann gehts dort hinauf, Schützenmattstraße, linker Hand, ein neus, großes, rotes Haus". „Also schon wieder gezügelt", denkt Bärti, „wie komme ich nur dorthin?"

Meirädli mit Windrädli

Foto B. Rast

Autos flitzen vorüber. Bärti erinnert sich, wie seine Kameraden mit Autostop in den Urlaub gefahren sind. Er hebt die Hand und hat Glück. Ein grauer Wagen stoppt, der Herr nimmt ihn mit, kennt sogar das Haus und fährt ihn dort direkt vor die Gartentüre. — „Danke schön! Vielen herzlichen Dank!" sagt Bärti und denkt: „das ist ein gutes Vorzeichen. Und fein wohnt der Onkel. Die Regi wird ein flottes Leben haben, in dieser Villa mit Terrasse und Badewanne im Klee".

Er gibt sich einen Ruck und läutet. Das Gartentor summt und schwenkt auf. — Nun steht er vor dem schönen Portal. Hinter dem Schmiedeisengitter öffnet sich ein kleines Fenster, eine schnippische Stimme und ein hochnäsiges Gesicht fragen nach seinen Wünschen. Ob der Onkel daheim sei, möchte er wissen. Die Augendeckel hinter dem Gitter huschen auf und ab, „ist Herr Balmer ihr Onkel?" „Ja Fräusein, wir sind beide von der Balm." Nach Zögern, Zaudern und Fragen wird er eingelassen, kommt in eine Halle mit Hirsch- und Rehgeweih. Hochlehnige Stühle stehen den Wänden nach. „Nehmen Sie Platz, Herr Balmer kommt erst zum Mittagessen zurück"., „Wann?" „Das ist ungewiß".

Ein Dutzend Stühle stehen da. Bärti behält den Hut in der Hand und setzt sich nahe ans Fenster. Ob Tante Johanna da sei, frägt er wieder. „Frau Balmer ist augenblicklich in der Klinik, wird wahrscheinlich Ende der Woche zurück sein“, flötet das Fräulein und verschwindet.

Nach einer halben Stunde denkt Bärti, es wäre doch kurzweiliger mit der Regi zusammen zu warten, geht mit dem Hut in der Hand auf die nächste Türe zu und guckt dort hinein, sieht einen Saal, wie im Rathaus, mit einem goldenen Leuchter über dem langen Tisch. Schließt wieder, geht zu einer anderen Türe hin, macht auf, sieht ein breites Pult, bedeckt mit beschriebenen Blättern und einen Kopf darüber gebeugt, mit einem grauen Haarkranz.

Bärti will sich zurückziehen, da schreit ihn eine bekannte Stimme an: „Was erlauben Sie sich? Was wollen Sie? Wer sind Sie?“ Bärti schaut ihn erstaunt an. So alt ist der Onkel geworden, so ein verfallenes Gesicht. „Ich bin der Bärti von der Lehmatt, guten Tag Onkel“. „Aha, ja natürlich, jetzt kenn ich Dich wieder. Groß bist Du geworden und stark in den Jahren. Du hast doch seinerzeit meinen Garten in Ordnung gebracht. Das hast Du gut gemacht. Und jetzt, wie gehts Dir, was führt Dich hierher?“ Bärti kann doch nicht gleich sofort mit Betteln anfangen. Er frägt nach der Tante, er habe gehört, sie sei im Spital. Zeno wehrt mit einer flüchtigen Geste ab: „Nicht wichtig, nur ein Untersuch, kommt bis übermorgen, spätestens Freitag wieder zurück“.

Schon wieder ist das Gespräch abgerissen. Noch immer kann Bärti nicht mit seinem Anliegen herausrücken, nach langem Würgen fragt er: „Ja und damals, ist doch noch ein Mädchen dagewesen, das mir im Garten so gut geholfen hat, wie hat es nur geheißen...?“ Zeno schnalzt mit den Fingern, tippt an die Stirne: „Du meinst die Fanny? Nein, die Rosa. Ach nein das war damals doch noch die Regina. Ist längst abgereist. Hübsch, aber ungehobelt, konnte sie nicht mehr brauchen hier, im neuen Haus, hab sie heimgeschickt. Aha, wegen der Regina bist Du da?“

Jetzt erst kommt dem jungen Mann die richtige Hitze in den Kopf. Er beißt auf die Zähne, zieht seinen Stuhl nahe ans Pult und sagt: „Onkel Zeno, ich komme, weil wir verhungern, weil wir auf der Lehmatt kaputt gehen, weil uns die Bank erwürgen will“.

„Aha, lehnt sich der graue Mann in seinen Drehstuhl zurück, faltet die Hände über dem Bauch, „aha, das habe ich mir doch gleich gedacht“. Nun erklärt ihm Bärti die ganze Lage, in drei Wochen müssen die zwölftausend Franken bezahlt sein, sonst kommt die Betreibung und Pfändung und der Ruin. Mit glühenden Augen, mit Stottern und mit allen guten Worten schildert er die Not, die Viehseuche, die Kinderlähmung, was sie essen, wie sie wohnen, wie früh am Tag die Arbeit beginnt. Unterdessen wird das Gesicht Zenos immer finsterer, die Lippen schließen sich zu einem harten geraden Strich. Er hört ohne zu unterbrechen zu, dann sagt er: „Und nun sollte ich nach Deiner Meinung die zwölftausend hier aus einer Schublade ziehen und Dir mitgeben. Ja oder nein?“ „Ja, ich bitte Dich darum, Onkel, bitte Dich, um alles in der Welt“.

„Das habe ich mir gedacht“, sagte der harte Mann“, hab ich mir gedacht, schon da ich Dich gesehen habe, wie Du mit dem Auto hier angekommen bist. Bettler können nämlich heutigentags nicht mehr zu Fuß gehen, sie kommen per Taxi...“ „Aber nein, ich bin doch nur...“ „Unterbrich mich nicht, ich habe Dich ausreden lassen. Jetzt spreche ich. Du meinst also, ich solle Dir das Geld geben. Gut und schön, ich könnte es machen, trotzdem ich augenblicklich alle meine Mittel in ein großes Unternehmen investiert habe. Ich könnte es hier aus dem Geldschrank nehmen. Aber ich will nicht. Die Lehmatt zu kaufen, war eine Dummheit. Nach den Zwölftausend, kommt ihr mit Fünfzehntausend, dann Zwanzig. Das hört nicht auf“.

„Aber ich verspreche Dir, Onkel, ich verspreche Dir in die Hand hinein“, seine schwere, starke Hand hält ihm Bärti entgegen. „Was nützen mir Deine Versprechen“, sagt der Onkel höhnisch, „Du verstehst das nicht, junger Mann, Du hast keine Erfahrung. Ich weiß was ich weiß! Und wenn ich einmal nein sage, dann ist Schluß!“ und schlägt mit der Faust auf das Pult.

**An diesem steilen Copper muß sich die Autobahn ihren Weg suchen**

Foto J. Brühwiler, Hergiswil

Bleich wie ein Leintuch steht Bärti auf, lehnt sich über das Pult und sagt dem Mann mit dem roten Kopf und der verbissenen Miene ganz nahe ins Gesicht: „Weißt Du, Onkel, daß mich Deine Mutter geschickt hat, daß sie jetzt betet daheim, daß sie mit uns hungert?"

Die Türe öffnet sich, das Fräulein tritt ein und frägt: „Haben Sie gerufen?" Zeno winkt ihr zu warten, steht auf, geht um das Pult herum und sagt indem er dem Bärti auf die Schulter klopft: „Sag der Mutter, sie hätte nicht mit Euch ziehen müssen. Sie soll hierher kommen, kann hier alles haben, soll ihr an nichts fehlen. Und Sie, Fräulein, bitte geleiten Sie den Herrn hinaus". Ihre flackernden, hochmütigen Augen werden ernst, da sie den bleichen, schwer atmenden Neffen sieht. Ein Anflug von Erbarmen huscht über ihre Züge. „Das Essen ist gerichtet, wenn vielleicht ..." „Er will jetzt gehen", unterbricht Zeno ihre Worte, „er hat noch eine lange, mühsame Reise vor sich", dreht sich um und schreitet zum Pult zurück.

Wankend geht Bärti über den Teppich und zur Türe hinaus. Wieder öffnet sich schnurrend das Gartentor. Er läuft auf die Straße hinaus, weiß nicht wohin, spürt keinen Hunger, keinen Durst, trotzdem seine Lippen an den Zähnen kleben. Geht, ohne zu wissen wohin. Entsetzliche Enttäuschung, ohnmächtige Wut, bitteres Elend würgt ihn.

Langsam geht er, ohne auf die Leute zu achten, denkt an die Gesichter daheim, die auf einen guten Bericht warten. Biegt bei der nächsten Straße ab, auf den See zu, will den vielen Menschen ausweichen. Er sieht schon, wie es ist, wenn er heimkommt und sagt halblaut vor sich hin: „Arme Großmutter, wenn Du bei dem sein müßtest".

Am See sieht er Bäume in der Reihe stehen. Sitzt auf eine Bank und wartet bis das Toben in ihm ruhiger wird. Aus seinen wild umhertanzenden Gedanken steigt ihm plötzlich die Erinnerung auf, die Bank, die Kreditbank, ist ja in Zürich.

Am Nachmittag ist er dort, verhandelt und unterzeichnet den Vertrag.

**Von Tupfen und Tätscheln und Arnikasaft.**

Nun also ist Bärti bei dem Leistungsmast-Trupp, der quer über das Gebirge in möglichst gerader Linie Gittermasten für die elektrische Stromleitung erstellt. Die verschiedenen Stützpunkte sind genau bestimmt, nicht immer jedoch bequem zu erreichen. Auf Felszacken, im Wildwald, über gähnenden Abgründen, selten nur auf ebenem Baugrund. Starke, schwindelfreie, waghalsige Männer sind beieinander. Rauhe Gesellen sind es, aber gute Kameraden. Ein blutiger Schädel, eine abgequetschte Hand macht sie nicht bleich. Die Gefahr hat noch immer ihre Opfer gefordert. Das ist unser Schicksal, sagen sie, klettern und bohren, räumen und sprengen, hängen an Seilen, schreiten auf weit hinausragenden Balken, daß es den Zuschauern durch Mark und Bein geht.

Wenn die Fundamente gegossen sind, und die weiteren Arbeiten vorbereitet, dann rückt der Arbeitstrupp wieder um eine Baustelle weiter. Bis jetzt haben sie in Heugaden und Alphütten gewohnt.

Nun kommen sie dem Tal näher in das Gebiet der Heimwesen, die das ganze Jahr bewohnt sind. Am Absturz des Wildistocks, auf einer zackigen Felsrippe über dem Schwandbödeli, beginnen sie mit dem nächsten Fundament. Unendlich mühsam bahnen sie sich einen Weg, für Werkzeug und Material durch den Felswald und das harte Gestein.

Der Anfang ist immer schwer, bis die Seilbahn für den Transport erstellt ist. Trotz seiner kitzligen Kletterarbeit ist Bärti bester Laune. Nicht nur, weil er als Erster die gefährliche Stelle erreicht hat. Nein, er hat bei der Ankunft im Schwandbödeli auch als Erster für sich Quartier bestellt und dabei wahrgenommen, daß Regi daheim ist. Nun können die andern im Zelt schlafen, wenn sie wollen, er wird unter dem silbergrauen Schindeldach hausen.

Schon am ersten Abend wird gefeiert. Alle bewundern das flinke Mädchen. Haben sie doch viele Wochen lang auf hohen Alpen nur unter Männern gelebt. Bärti hatte sich einen dicken Knebelbart wachsen lassen und war gespannt, ob Regi ihn so noch erkennen würde. Im Zwielicht des Abends unter der Haustüre, trat er ihm entgegen. Nur einen kurzen Augenblick zögerte es, ließ seinen Blick über den Bart und dann wieder zu den Augen schweifen, wurde rot bis an die Wimpern und sagte: „Schau da, der Bärti, wie kommst Du daher, siehst aus wie der Moses in der Wüste". „Und Du siehst aus, wie ein Engel auf dem Altar, grüß Dich Gott Regi, hab Dich in Zürich gesucht und nicht gefunden". „Ja, red jetzt noch so scheinheilig, bin zwei Jahre lang, wegen Dir, jeden Abend zuhause geblieben, dann ist es mir verleidet".

Dieses kurze Gespräch bot den Kameraden schon Anlaß zu Spötteln und Witzeln. Jeder suchte das Mädchen von ihm wegzuziehen und für sich zu gewinnen. Auch der Werkmeister, der ständig die Photographie seiner drei Kinder in der Brusttasche trug, führte sich auf, wie ein balzender Spielhahn.

Frohe Lieder aus rauhen Kehlen, dicker Tabakqualm, Kaffee mit Schnaps und in all dem mitten drin, mit einem lustigen Lächeln um seine Pfeifenspitze, Regis Vater, der diese Kurzweil mit Vergnügen genoß. Bärti saß an der unteren Tischecke, soweit konnte das bleiche Licht der Petroleumlampe nicht zünden. Aber jedesmal, wenn Regi in den Lichtschein trat, leuchteten dort unten zwei kohlschwarze Augen auf und funkelten.

Nicht lange dauerte das Fest. Alle wußten, daß die gefährliche Arbeit wache Sinne und sichere Glieder brauchte. Bärti schlüpfte seit langem zum ersten Mal wieder in ein Bett. Und wie es da duftete in dieser Kammer unter dem Dach, von gedörrten Bergkräutern, von Heilwurzeln und dürrem Laub. Der Holzwurm bohrte in der Wand. Und in Bärtis Kopf bohrte ein Gedanke und fand keine Ruhe. Er, der einzige von allen, dessen Lohn gepfändet war. Er, der auf Jahre hinaus nur Schulden abtragen mußte. Der darum nicht ein einziges Mal, dem lieben Mädchen einen Gruß geschrieben hatte. Er war schon wieder, am ersten Tag voll Sehnsucht und Liebe. Er fand keinen Schlaf.

Ganze Reihen von Fragen plagten ihn. Was hat das für einen Sinn? Wann schon kann ich heiraten? Was kann ich ihm bieten? Als ob die Liebe sich je nach solchen Fragen richten würde. Sie kommt und nimmt

das Herz gefangen. Erleuchtet Haus und Hütte. Wendet den Willen, öffnet die Faust. Der arme junge Mann auf dem Laubsack, wußte nicht von ihrer Macht. Er wollte die Macht des eigenen Willens ihr entgegensetzen, nahm sich vor, mit keinem Wort, mit keinem Blick sich zu verraten. Denn ohne Zukunft, nur um des Spieles willen, wollte er dem lieben Mädchen nicht von Liebe sprechen.

Der arme Tor konnte nicht ahnen, daß jede Bewegung, jeder Tonfall ihn verriet. Und wie lange konnte er sich zwingen? Drei Tage, die er zwischen Himmel und Erde, zwischen Orgelklang in beiden Ohren und Herzenspein verlebte. Bis am Samstag, da ihm Regi im Vorbeigehen sagte: „Du, Bärti, ohne Bart hast Du mir besser gefallen". Schon schlich er heimlich in Regis Zimmer, suchte nach einer Schere um sich den Bart zu schneiden und sah, an der Wand über dem Bett, ein Lebkuchenherz mit vier Zeilen. Von einigen Buchstaben war der Zucker abgefallen. Er aber kannte den Spruch, erkannte auch wieder die vergilbte rote Masche, mit der es an die Wand geheftet war. Von einem Kameraden entlehnte er ein Rasiermesser und kam anderntags mit blutverklebter Backe und übel zugerichtet, aber ohne Bart zum Morgenessen.

Bärti hatte sich einen dicken Knebelbart wachsen lassen und suchte im Schwandbödeli Quartier

Hohngelächter, Schadenfreude, Ulk und Spaß feuerten über den Tisch. Regi mit zündroten Backen dämpfte den Uebermut mit den Worten: „Laßt ihn doch, wenn er schon so lange in der Wildnis gelebt hat und nun zu zivilisierten Menschen kommt, vielleicht will er morgen heim zu seiner Mutter auf Besuch. Laßt ihn mir da, eine halbe Stunde, dann schaut, wie ich ihn schön machen kann, Arnikasaft und Pflästerchen". Der Werkmeister lachte: „Wenn schon, und wenn Du das uns allen tust, dann opfere ich meinen Bart auch. Also gut, wir lassen ihn Dir für heute, eine halbe Stunde. Und morgen bleibe ich da, bei Fräulein Coiffeuse! Kommt! Kameraden!"

Kaum sind die polternden Schuhe aus dem Haus, kommt die Mutter mit heißem Wasser, mit Fläschchen und Salben. Bärti muß auf den Hocker sitzen und den Kopf rückwärts auf den Tischrand legen und dann beginnt die wohltuende Pein.

Mit Tupfen und Tätscheln wird die Kruste erweicht, mit wohlriechendem Essenz die Wunde gereinigt. Wie lieb und lind ist diese Hand. Die Mutter trägt das Geschirr hinaus. Die hellen blauen Augen sind so nahe, daß er den Atem fühlt. Er möchte das liebe Gesicht mit beiden Händen fassen, möchte das Feuer in seinem Herzen auflodern lassen. — Und will doch nicht ein einziges Wörtlein davon sagen, wie es brennt. „Tut das so weh?" frägt Regi. „Nein, das tut entsetzlich wohl, Regi". — „Warum stöhnst Du denn und beißest auf die Zähne". „Tu ich das?" „Wie ein verwundeter Elefant", lacht Regi und klebt ihm ein Pflaster über die halbe Backe. „Hast Du schon einen Elefanten gesehen, einen verwundeten", frägt er. „Nein, lacht Regi, „aber ich weiß, die stöhnen genau wie Du. So Herr Albert, jetzt bleiben Sie genau in dieser Stellung bis ich wiederkomme".

Ohne sich auch nur einen Zentimeter zu bewegen, bleibt er in dieser unbequemen Lage, bis Regi wieder da ist. „Aufsitzen", kommandiert das Mädchen und hält ihm den Spiegel vor. „Fein gemacht? Ja oder nein?" „Großartig, wunderbar", rühmt er,

„meisterhaft“, und schaut schon längst nicht mehr auf das verpflasterte Spiegelbild, sondern viel lieber in das lachende, liebe Gesichtlein, das neben dem verbeulten Rahmen hervorguckt.

Diese Operation gab natürlich den Kameraden Anlaß zu Gespött und Neckereien. Um diesen auszuweichen und um Ausgaben zu vermeiden, drückte sich Bärti gerne in den Stall. Regis Vater war ein gemütlicher und redefreudiger Mann. Gerne ließ er die Arbeit liegen, um ein vertrauliches Gespräch zu führen. Im Schwandbödeli war nicht viel Kurzweil vorhanden. Die nächsten Häuser lagen weitab. Die Milch wurde mit dem Drahtseil zur Sammelstelle befördert. Der Schwandbödeler mußte also auch die sonst üblichen Sennhüttengespräche, entbehren. Mit Bärti verstand er sich bald ausgezeichnet. Und da sie sogar zusammen, eine ganze Nacht, bei einer Kalberkuh Wache hielten, wurde die freundschaftliche Beziehung allen offenbar.

„Schaut, wie der Bärti sich bei seinem zukünftigen Schwiegervater einschmeichelt“, und ähnliche liebenswürdige Aufmerksamkeiten flogen über die Suppenteller hin und her, wenn die Leute vom Trupp in der Stube saßen. Nachdem Bärti sogar soweit ging, Regis Mutter den Hühnerstall zu flicken, schwirrte das Wort „Verlobung“ nur so in der Luft herum.

Ein Schrei jedoch, ein entsetzlicher Schrei aus Herzensnot, enthüllte die Wahrheit aller Vermutungen. Ein Gewittersturm von seltener Wucht hatte am Tag zuvor im Wildiwald Bäume entwurzelt, geknickt und üblen Schaden angerichtet. Die Baustelle war mit Steinen überschüttet und mit Bruchholz übersät.

Am andern Morgen mußte zuerst aufgeräumt werden. Das war nicht eine Arbeit für Maurer und Mineure, das war Bärtis Spezialität. Zuerst wollten sie im Gestein über dem Mastfundament Sicherungen vornehmen. Bärti kletterte dort hinauf, befestigte sein Gletscherseil und begann nun, so gesichert, mit Säge und Pickel Ordnung zu schaffen. Die Arbeiter, die dabei nicht helfen konnten, schauten vom Schwandbödeli aus zu.

Von unten her, sah diese waghalsige Turnerei Bärtis, verbrecherisch lebensgefährlich aus. Auch diese harten Männer hielten den Atem an, wenn Bärti über die Kimme hinaus kletterte um einen Stamm zu verrücken oder abzusägen.

Regi kam immer wieder vor das Haus, sprang wieder hinein, um nicht zuschauen zu müssen und kam im nächsten Augenblick wieder hervor. Die Sonne schaute auch eifrig auf die Stätte der Verwüstung und ließ Axt und Säge wie helle Lichter aufblinken.

Plötzlich fällt die Axt über die Feldswand hinab. Bärti greift in die Luft, wankt und stürzt ihr nach. Ein Schrei, ein Schrei aus Regis Kehle, aus Schrecken, Angst und entsetzlicher Not gellt auf und hallt wieder von allen Wänden. Regi bedeckt mit dem Arm sein Gesicht und wird von fürchterlicher Qual geschüttelt. Der Mann neben ihm, der gröbste Spötter, fängt das Mädchen auf, spürt, wie es zittert und weint, nimmt ihm die Hände von den Augen und sagt: „Mußt nicht sterben, Regi, schau, er klettert wieder“. Und fürwahr. Bärti hängt am Seil, greift nach Strauch und Boden, faßt Fuß und hantelt sich wieder empor. Sobald er sicheren Stand hat, jauchzt er und ruft, man soll da unten seine Axt suchen. Dann fährt er wieder, mit seiner halsbrecherischen Arbeit fort.

In der Nacht nach diesem schrecklichen Tag, kann Regi keinen Schlaf finden. Immer wieder schreckt es auf, sieht den Bärti in den Abgrund stürzen, tief hinunter, immer weiter, bis er in den undurchdringlichen Schatten der Schlucht verschwindet. Sein Herz schlägt wild. Es kämpft sich gewaltsam durch, bis es wieder das Bewußtsein findet, daß er lebt. Es ist ja wahr. Er ist ohne Schaden am Abend heimgekehrt und schläft jetzt wohl ruhig und tief. Aber des Mädchens Herz will nicht zur Ruhe kommen. Es weiß jetzt, was ihm entrissen worden, was ihm für immer verloren wäre, wenn das Seil nicht gehalten hätte. Und weil es den Verlust ermißt, erfährt es, was ihm dieser Freund bedeutet.

Schwer ist es, kein Wort davon zu verlauten, ihm täglich so nahe zu sein, das Spotten und Necken zu hören und lachend darauf einzugehen, ohne sich zu verraten. Und alle die Fragen in seinem Kopf zu erwägen, immer wieder zu beruhigen und zu verscheuchen,

**Nidwaldner Bauer an der Landsgemeinde**

Foto Leonard von Matt aus dem Buch von K. Vokinger, Nidwalden Land und Leute

warum er nicht spricht, warum er so viel ausweicht, trotzdem seine Augen, beredter als Worte, seine Liebe offenbaren.

### Ein Schimmer des ewigen Lichtes.

Der Briefträger hat dem Lehmättler wieder ein Schreiben ausgehändigt. Ein dick gefülltes Couvert. Migi steht am Hag neben der Straße, die Mistgabel in der Hand, sieht den Boten eiligst weitergehen und wagt nicht den Brief zu öffnen. Es ist die gleiche Schrift, wie vor Jahren, damals als Bärti noch ein Bub war und dann an den Zürichsee reiste. Er steckt ihn in die Tasche und zettet weiter.

Nach dem Mittagessen nimmt er ihn zerknüllt hervor, reicht ihn seiner Frau und sagt: „Schau Du hinein, Du hast die besseren Augen". Nun er aber sieht, mit welcher Eile seine Frau die Zeilen verschlingt, holt er doch seine Brille und schaut ihr über die Schulter in die Blätter hinein. Auf einmal läßt die Frau, das Schreiben auf den Tisch fallen, greift sich an die Stirne und sagt: „Dem Himmel sei Dank, jetzt können wir den Bärti zurückrufen!"

In diesem Aufatmen liegt die langersehnte Befreiung von der Angst um den Sohn. Die vielen Monate, die sie ihn in ständiger Gefahr gewußt und mit hundert und tausend Gebeten zu beschützen half. Jetzt hat diese grauenvolle Not ein Ende. „Was ist denn, was steht denn da drinn? frägt Migi. „Ein Glück, ein Riesengeschenk, steht da drinn. Gott hat mit uns Erbarmen", jubelt und stammelt die Frau und sagt weiter: „Zenos Frau hat erst jetzt von Bärtis Besuch erfahren. Sie war ja damals im Spital. Und nun schreibt sie, sie wolle ihr ganzes eigenes Geld sogleich auf die Post bringen und uns schikken. Achttausend Franken um uns zu helfen. Dann schreibt sie, wir müssen es nicht mehr zurück bezahlen, sie brauche das Geld doch nicht mehr. Was soll das heißen? Sie schreibt auch, daß sie so sehr bedaure, daß ihr Mann nicht früher davon gesprochen und damals den Bärti so unbarmherzig fortgeschickt habe".

Jetzt kam die Freude in die Lehmatt. Die Befreiung von den drückensten Schulden, die Freude über das Erbarmen, die Hoffnung, den Sohn bald wieder zu sehen, die Hoffnung auf Gottes weitere Hilfe. Sie feierten nicht mit Knallen, Jauchzern und Trinkgelagen. Das Glück in den Herzen war ihnen Fest genug, auch an dem Tag, da viele Wochen später Bärti, gesund und froh heimkehrte.

Die Schreiberin des glückbringenden Briefes aber, Frau Johanna in ihrem protzigen Palast, konnte nicht mehr froh werden. Eine unheimliche Krankheit zehrte an ihrem Leben. Je stiller und bleicher sie wurde, umso lauter und gehässiger benahm sich ihr Mann. Jetzt, da er seine gewagtesten und riskantesten Pläne zu verwirklichen im Begriffe war. Wo er seine ganze Kraft und alle seine Mittel für ein gewaltiges Unternehmen einsetzte. Jetzt brachte ihn die Krankenzimmerluft, das verhaltene Stöhnen, immer mehr in Wut. Ausgerechnet in dem Zeitpunkt, da er für sein Unternehmen die Gespanntheit seiner Nerven brauche, finde er bei seiner Frau kein Verständnis, keine Unterstützung, nur diese ewige Flucht in die Krankheit. Auch er müsse sich zusammenreißen und bemeistern.

Damit war es aber bei seiner Frau nicht getan. Sie hatte schon all ihre Kraft zur Beherrschung verbraucht und seit Jahren für ihn geopfert. Nun waren auch die letzten Reserven ausgeschöpft. Ihre letzte gute Haushälterin war fortgegangen. Wer konnte auch dieses Toben und Wüten des rohen Mannes lange ertragen. Sie hatte nur eine ungeeignete Aushilfe gefunden. Frau Johannas Herz verlangte exakte Pflege, die die unerfahrene Haushälterin ihr nicht bieten konnte.

Zeno ließ sich in seinen Plänen nicht stören. Er blieb viel fort, kam heim zu Zeiten, da ihn niemand erwartete und verreiste ohne genaue Auskunft zu geben.

Während einer solchen Abwesenheit geschah es, daß Frau Johanna vergeblich nach ihrer Haushälterin rief. Die Schmerzen in der Brust wurden immer heftiger, sie wagte sich kaum zu bewegen. Sie vermochte nicht nach dem Telefon zu greifen, die Nummer des Arztes einzustellen. Sie lag in Todesnot in ihren Kissen und wartete, weil das Dienstmädchen seinen freien Tag in der

Stadt verbrachte und die Haushälterin auf der Straße stehen blieb und schwatzte.

Nach ihrer Heimkehr bat Frau Johanna den Arzt zu rufen und den Pfarrer.

Der geistliche Herr kam zuerst. Er sah die Sterbensnot und Gefahr und stand ihr bei. Vergebens suchten seine Blicke ein Kruzifix. Ueber den Betten hing ein Gewirr von Linien und Farben. An der Wand das Bild einer lockeren Tänzerin, mit Firlefanz bekleidet, mit weitgeschwungenem Tanzschritt.

In dieser Umgebung, hinter Vorhängen mit schreienden Farbklecksen, mußte der Priester dieser armen Seele beistehen. Er legte das Sterbekreuz in ihre Hand und spendete ihr die Wegzehrung. — Betete, während die Schmerzen, wie schneidende Messer das Herz quälten, hoffend, der Arzt möge noch rechtzeitig kommen und helfen können.

Ergeben in Gottes Willen sah Frau Johanna diesem einsamen Sterben entgegen. „Herr Pfarrer, ich danke Ihnen", hauchte sie, „beten Sie auch für meinen Mann. Ich will aus dem Leben gehen, damit ich ihm besser helfen kann".

Hoffend, der Arzt möge noch rechtzeitig kommen

Lange hatte sie gebraucht, bis sie so viele Worte aussprechen konnte und sie waren kaum zu verstehen. Das Licht dieses Lebens war am Erlöschen. Das Sprechen wurde zum Stammeln und Lallen. Wenn sich die herabgesunkenen Lider ein wenig öffneten, dann schien es gar, als wollte jetzt schon, in diesen müden Augen, ein Schimmer des ewigen Lichtes aufleuchten.

Ratlos und vollständig verzweifelt stand die Haushälterin herum. Immer wieder versuchte sie den Arzt telefonisch zu erreichen, dann lief sie wieder ans Fenster um nach ihm Ausschau zu halten, rang verzweifelt die Hände. All ihr Tun war nutzlos. In diesem Haus war jetzt nur noch das Gespräch mit Gott wichtig, das Einsinken in seinen Willen, das Anerkennen seiner ewigen Königsherrschaft. Dazu verhalfen ihr der Priester und leistete ihr den größten und wichtigsten Dienst.

Vor den Nachrichten verkündeten die Lautsprecher in jedem Haus, in jeder Wirtschaft: „Rückruf! Herr Zeno Balmer, aus Zürich, Zeno Balmer, der sich auf einer Geschäftsreise, wahrscheinlich in Italien befindet, wird gebeten, wegen Todesfall in der Familie, sofort nach Hause zurück zu kehren. Dieser Rückruf wendet sich an Herrn Zeno Balmer".

**Einzug im „blauen Enzian".**

Mit den Jahren wurden auch die vermoosten Matten der Lehmatt ertragsreicher. Der Winter legte sie in die kalte Ruhe. Der Frühling lockte alle triebsamen Säfte hervor. Der Sommer drang mit Glut und Hitze in sie ein und besprühte sie mit grollenden Gewittern. Der Herbst fegte mit Stürmen über sie her. Und wieder wechselten Sommer und Winter, Hitze und Kälte. — Im Lehmatt-Stall standen nun fettere Kühe. Die letzten guten Jahre und die zähe Arbeit brachten ihre Frucht. Nicht nur Sorgen begleiten die guten Leute in dem großen alten Haus durch die Jahreszeiten, auch die Freude am Erfolg und am Besitz, der durch all die Nöte ihnen nun erst recht lieb geworden. — Zwiebelkränze zierten die Lauben, weiße Wäsche flatterte am Seil und der Heustock wuchs mächtig in die Höhe.

Das Dorf Innertwald erlebte nicht viele Sensationen. Vor Jahren hatte sich ein fremder Kaufmann hier eingenistet. Hatte ein Chalet gebaut und einige Sommer mit seiner Familie hier gewohnt. „Zum blauen Enzian" hatte er das Holzhaus genannt. Und da beim Zügeln jedesmal einige Harassen voll Flaschen gebracht wurden, spotteten die

Leute, er habe das Haus doch mehr wegen den Wurzeln als wegen den Blüten „zum Enzian“ getauft. Die letzten Jahre blieb das hübsche, kleine Haus leer und verschlossen.

Die vielen fremden Besucher, die auf das Versuchsgut, die Balm, kamen, wurden von den Talbewohnern nicht mehr besonders beachtet. Man hatte sich daran gewöhnt, dort Autos stehen zu sehen.

Aber ein Riesenkasten, ein mächtiger deutscher Möbelwagen mit der Aufschrift „Stuttgart“, brachte die neugierigen Innertwaldner auf die Beine. Er fuhr nicht zur Balm hinauf. Er blieb vor dem Haus „Zum blauen Enzian“ stehen, eine schlanke, junge Frau in roten Hosen, die blonden Haare hochaufgetürmt, stieg aus, mit einem weinenden Bub. Sie nahm aus ihrer Handtasche einen Schlüsselbund, öffnete und trat ein. Zwei stämmige Männer in Lederhosen trugen Möbel hinein. Bei jedem Fenster sah man das blonde Haarnest und die braune Lederjacke die Läden aufstoßen.

Nicht lange konnten sich die gaffenden Kinder und staunenden Frauen dieses Anblickes erfreuen. Hastig wurden bald wieder die Tore geschlossen, auf dem Dorfplatz der Wagen gewendet. Mit Gestank und schwarzem Rauch verschwand er wieder, wie ein Spuck.

Während das Werweisen und Reden über die Gassen und von Fenster zu Fenster gesponnen wurde, schritt die Hosenfrau, mit ihrem Bub an der Hand, mitten durch die Leute, ohne Nicken, ohne Gruß, ging weiter der Straße nach, über die Brücke, dem ebenen Wald entlang und verschwand in der Lehmatt.

Nun erst recht erwachte die Neugier der Einheimischen. Wurde aber noch mehr gereizt, da die farbenprächtige Dame mit Bärti und Vreneli gegen Abend zurückkam. Bärti trug den kleinen Hosenmann. Rechts von ihm ging die Supermodepuppe, daneben das Vreneli, das kaum aufzuschauen wagte.

Die Möbelträger hatten nämlich den ganzen Hausrat nur ebenerdig abgeladen, hatten nur im Sinn, möglichst rasch wieder auf Fahrt zu kommen. Darum mußte die neue Bewohnerin Hilfe holen. Warum aber, so fragten die Leute, geht sie nicht zum Schreiner gegenüber, zum Schmied an der Straße. Warum ausgerechnet so weit hinters Dorf. Niemand wollte das Gesicht je gesehen haben, niemand wußte, wer sie sei. Der Gwunder trieb an diesem Abend manche Frau mit einem Körbchen oder einer Einkaufstasche auf die Straße. Hinter den hellen Fenstern sahen sie den Bärti und das Vreneli Möbel aufstellen, erkannten den blonden Haarschopf und konnten sich keinen Reim daraus machen.

Erst nach und nach sickerte der Name und die Herkunft dieser rätselhaften Person in die Gespräche. Die Frau war eine ursprüngliche Innertwaldnerin ab der Balm, nannte sich Hilda Balmer und war eine geschiedene Frau. Das Glück und die Herrlichkeit mit dem deutschen Manfred hatte also nicht länger gedauert. Fünf Jahre alt ist der Bub, mit dem heldischen Namen Dieter, der die tosende Stadt mit dem stillen Dorf vertauschen mußte.

Frau Hilda stolziert zu den Einkäufen hochnäsig in den unmöglichsten Kleidern herum. Bei jedem Sonnenstrahl liegt sie im Liegestuhl neben dem Hause und läßt ihre langen Beine von der Sonne rösten und lauscht der Musik aus dem Radio, dessen Lautstärke freigebig alle Zuschauer überschüttet.

Am Sonntag nach der Kirche geht sie in einem hellblau schillernden Mantel, auf hohen Stöckelschuhen, mit weißen Handschuhen und einem eng um den Kopf gebundenen Seidentuch spazieren, zeigt ihre grellroten Lippen und ein spöttisches Lächeln. Die Lehmattler weichen ihr aus, verziehen sich ab dem Kirchplatz, ohne hinzuschauen.

Sie kümmert sich nicht um die Leute. Gerne zeigt sie am offenen Fenster, wie lange sie braucht um ihr Gesicht zu pflegen und die Haare zu montieren. Nachbaren wissen zu sagen, daß dieses Schauspiel meistens über eine Stunde dauert. Der Bub findet Spielgefährten, lernt die einheimische Sprache, kommt wie die andern schmutzig und mit zerrissenen Hosen heim. Das ist bei allen Bubenhosen so, ob sie dunkelrot oder grün gestreift sind.

Mit ihrem Vater in Zürich scheint sie keine Verbindung zu haben. Kein Besuch kommt

zu ihr. Die Post bringt ihr nur Journale und bunte Hefte. Ihr Vater in Zürich hat nämlich auch für das Unglück seiner Tochter keine Zeit. Er hat sich dem Geldteufel verschrieben und seinen Spekulationen. Nun ist er schon so weit, daß er mitten in der Stadt nach Häusern greift. Dort sitzt ein eigensinniger Mann in seinem zweistöckigen Häuschen, inmitten von großen Wohn- und Geschäftsblöcken. Sitzt in seinem Garten, liest die Zeitung und läßt sich nicht vertreiben. Das schiefe Riegelhäuschen, "Mühlstöckli" genannt, steigt jedes Jahr im Preis, aber alle Angebote bringen den Besitzer nicht aus der Ruhe.

Zeno weiß davon, kennt den stiernackigen Mann, hat sich ausgedacht, da würde eine Großgarage mit drei weiten Werkstätten übereinander und einem Hochhaus darauf, ganz mächtig rentieren. Diesen Mühlstöckli-Mann will er nun mit allen Mitteln verlocken zu verkaufen. Was den großen Zürcher Grundstückhändlern bisher nicht gelungen ist, das reizt ihn zu vollbringen.

**Wägen und wählen**
Foto Leonard von Matt

Seine Tochter Hilda scheint nicht viel Sehnsucht nach ihrem Vater zu haben, sie verreist selten nur und nur für einen halben Tag. Gegen den Winter zu, sieht man sie dann und wann mit dem Bub gegen die Lehmatt zu laufen. Für diesen Gang jedoch trägt sie immer wenig auffallende Kleider. Dieter rennt natürlich jedesmal voll Freude auf den Stall los. Die Mutter kann ihn nicht mehr zurückhalten und muß, wohl oder übel, dem Knäblein folgen.

## Die Not der geschiedenen Frau.

Der lange Schatten des Winters und die Einsamkeit machen Hilda bleich und zahm. Der Frühling lockt sie zu weiten Gängen. Der Sommer ist ihre Freude. Den genießt sie in vollen Zügen, bis zu dem Tag, da sie ein Telegramm erreicht: „Holen Dieter am 20. für drei Wochen. Manfred Kauffer. Aufgegeben in Stuttgart, Gartenstraße 63a".

Diese wenigen Worte treffen Hilda mitten ins Herz.

Laut den Rechtsbestimmungen ist ihr Kind ihr zugesprochen. Aber der Vater hat das Recht, Dieter jedes Jahr zu besuchen oder in die Ferien zu nehmen. Hilda ist nicht zuletzt aus diesem Grunde so weit fort geflohen, in die Sicherheit der abgeschiedenen Bergwelt. Nun kommt er also doch und zwar just zu einer Zeit, da ihr Bub fiebernd im Bett liegt.

Dieter ist nämlich letzte Woche auf einem Pferd geritten. Ein Knecht in der Nähe hat ihn reiten lassen bis in den Wald. Auf dem Rückweg hat der Bub ein Reh gesehen, wie es in weitem Sprung im Gesträuch verschwand, schlich ihm nach, immer weiter ins Gebüsch und unter die hohen Stämme und fiel in den Bach. Eingeklemmt zwischen den Steinen rief er, bis an die Brust im Wasser, um Hilfe. Das Rauschen und Toben des Baches übertönte die dünne Stimme. Während Dieter zitternd fror, die Dämmerung in den Wald sank, rannte seine Mutter auf allen Wegen, rief tausendmal seinen Namen, frag-

te alle Leute, ob sie ihn nicht gesehen hätten. Zuerst ließen aber die Leute das verrückte Frauenzimmer schreien. Soll sie sich aufführen, wie ein rechter Christenmensch, dachten sie, bevor wir für sie einen Finger rühren. Dann aber riefen sie doch die Frage weiter, von Haus zu Haus.

Frauen halfen suchen. Beim Dunkelwerden kamen Männer mit Lichtern. Der Knecht, der ihn ein Stück weit mitgenommen, gab ihnen die Richtung an. Der Polizist kam mit seinem Hund, da schon ein ganzes Aufgebot auf den Beinen war.

Sie fanden ihn mit blauen Lippen und blutenden Händen im Bach, den kleinen Bub, der sich nutzlos heiser geschrien hatte. In einen Bauerntschoppen und einen Mantel gewickelt trug man ihn heim. In dieser Not, inmitten der hilfsbereiten, bekümmerten Leute, ließ Hilda ihre Maske fallen. — Nie im Leben hat sie wohl je so herzlich und gerührt gedankt. Ihr geziertes Getue war wie weggeflogen, sie war nur noch Mutter, von Angst gejagte, gehetzte Mutter. Sie hätte die Männer und Frauen und auch noch den Hund umarmen können.

Wie lieb sie ihn umsorgte, wie sie den Rat der Frauen befolgte, die mit ihr heimgekommen und nun das Bett umstanden. Während der Nacht, erzählte sie ihm Geschichten.

Auf die Minute genau befolgte sie die Weisung des Arztes, mit Tabletten und Medizin. Das Fieber stieg und sank und stieg. In dieses Sorgen und Hüten, Pflegen und Wachen platzt nun das Telegramm ihres geschiedenen Mannes. In zehn Tagen ist der zwanzigste Juli. Sie schreibt nach Stuttgart. Da keine Antwort eintrifft, schickt sie ein Telegramm. Vreneli kommt jede zweite Nacht. Der ärztliche Befund ist besser. Er trinkt mit Gier, der kleine Patient, und ißt wieder etwas. Hilda kann doch den kranken Bub nicht fortgeben. Sie läßt jede Zurückhaltung fallen, sie telefoniert ihrem geschiedenen Mann, bekommt keinen Bescheid. Telefoniert auf die Redaktion seiner Zeitung. Man sagt ihr dort, Herr Kauffer sei mit seinem Wohnwagen in die Ferien gefahren. Für die nächsten Tage hätten sie keine Adresse.

Dann kommt der gefürchtete Tag und kommt das deutsche Auto mit dem Wohnwagen und kommt Manfred in das Haus zu Hilda und verlangt den Bub. Aber Dieter ist nicht da. Er ist geflohen. Er will bei der Mutter bleiben. Er ist in einem unbewachten Augenblick in seine Hosen geschlüpft und auf seinen schwappeligen Beinen fortgeschlichen. Hilda kann vor Schrecken kaum Antwort geben. Manfred bezeichnet das als eine abgekartete Gemeinheit und verlangt sein Recht. Hilda eilt zur Nachbarsfrau und frägt ob sie den Dieter gesehen habe, schickt sie auf die Suche.

„Hast Du seine Kleider gepackt?“ frägt der aufgeregte Mann, „gib wenigstens die Kleider her“. „Aber Manfred“, bittet sie, „der Bub ist doch krank. Du kannst doch den kranken Dieter nicht mitnehmen, sei doch vernünftig“. „Wenn er davonlaufen kann, wie Du sagst, kann er auch davon fahren. Jetzt bringst Du sofort meinen Sohn her“, schreit Manfred. Es ist sein gefürchteter Brüllton, den Hilda so gut kennt. Was soll sie tun. Er wird nach Deutschland zum Gericht fahren und beweisen, daß sie eine schlechte Mutter ist. Und sie weiß nicht wo suchen, wo fragen. „Du hast ihn versteckt, ich suche ihn selbst“, gib alle Schlüssel her“. Der gereizte Mann durchstöbert das ganze Haus, reißt Türen und Kasten auf, dringt bis in den Estrich vor.

Unterdessen spaziert eine feine Dame vor dem Wohnwagen auf und ab, raucht nervös Zigaretten, schaut immer wieder zum Haus hinauf, schaut auf die Uhr, geht hin und her. Nach einer Stunde verliert sie die Geduld, steht vor die Haustüre und drückt kräftig auf den Glockenknopf. Hilda eilt die Stiege hinunter und trifft die fremde Frau im Gang. „Was wünschen Sie?“ fragt Hilda mit zitteriger Stimme. Die rauchende Dame erklärt energisch: „Ich bin Frau Kauffer, sagen Sie meinem Mann er soll endlich kommen. Ich habe lange genug gewartet“. Hilda hält sich am Geländer fest, ihr wird schwindlig. Sie weiß nicht, daß ihr Mann eine zweite Ehe eingegangen ist. „Stehen Sie nicht lange herum, gehen Sie nach oben“, herrscht die Frau sie an, „gehen Sie, ich komme nach“.

In der Stube stehen sich die beiden Frauen gegenüber. Mit starren Blicken schauen sie

Das Erdgeschoß des Stanser-Rathauses wurde zu zwei eindrucksvollen repräsentativen Räumen ausgebaut. Stilgerechte Möbel, vortrefflicher Wandschmuck und ausgezeichnete Arbeiten einheimischen Kunsthandwerks zieren sie. Unser Bild zeigt den Blick vom Portal aus; im Hintergrund die obere Rathaustüre, links der prunkvolle Eingang zur Ratsstube.
Foto R. Odermatt

sich an, kühl und kritisch die eine, ängstlich die andere, während Manfred in den Zimmern herumpoltert. „Was ist denn hier eigentlich los", frägt die Deutsche wütend, „gilt denn hier kein Recht, was maßen Sie sich an?"

Hilda beginnt zu erklären, wird immer wieder unterbrochen und verdächtigt. Manfred kommt zurück. Nun stehen zwei harte, aufdringliche Stimmen gegen die hilflose Mutter. Man spricht von der Polizei, redet sich in maßlose Wut hinein, bei offenem Fenster schreit die aufgeregte Dame: „Ich begreife Dich, Manfred, daß Du dieses Weib aus Deinem Haus gejagt hast".

In der Lehmatt ist die Großmutter an ihrem Fenster gesessen und hat gesehen, wie Hildas Bub schlapp und müde auf den Stall zugeschlichen ist. Hat ihm gerufen. Niemand war im Haus, alle auf der großen Matte. Erst da Vreneli zurück kam, konnte sie davon berichten. Sie fanden den Bub mit den heißen Backen und den fiebrigen Augen im Heugaden.

Bärti hat ihn in eine weiche Wolldecke gehüllt und trägt ihn nun auf seinen Armen durchs Dorf. Ihm ist nicht so recht wohl zu Mute, wegen den Leuten nicht, die in Gruppen stehen und tuscheln, wegen dem Bub nicht, der ängstlich wimmert. Was wird seine Mutter sagen? Bärti weiß nichts davon, daß Dieter, dem sie in der Lehmatt den Namen Melkli gegeben haben, abgeholt und in die Ferien gefahren werden soll.

Er kommt mit dem Bündel Elend mitten in das Streiten hinein. „Ich bring Dir den Melkli, er ist Dir wohl auf und davon, ist aber noch bös krank, der arme Bub". Manfred starrt auf seinen kleinen Sohn, der mit beiden Händen wehrt. Frau Kauffer frägt

entrüstet: „Was ist das, Melchli? Ist das Dein Sohn, Manfred?“

Bärti trägt ihn in das Schlafzimmer hinüber. Nun stehen sie alle um die beiden Betten, schauen zu, wie Hilda den schlotternden, flehenden Knaben auszieht und ins Bett legt. Mit lieben Worten sucht sie ihn zu beruhigen und berichtet dann dem Bärti, was geschehen ist. Aber Manfred will wissen, wer dieser grobe Bauer ist, der sich da so vertraulich benimmt. Bärti versteht die hastige Sprache nicht gut, nur ungefähr den Sinn der verzweifelten Lage. Er setzt sich sofort für den armen Bub ein und sagt: „Laßt ihn jetzt in Ruhe. Ihr seht doch, wie krank er ist“, und drängt die beiden aus dem Zimmer.

„Was erlauben Sie sich?“ schreit der Deutsche, „mit welchem Recht?“ Bärti wird auch warm, erhebt auch seine Stimme: „Sie, ich bin der Vetter von Hildi! Alles was recht ist, aber wenn Sie die beiden jetzt nicht in Ruhe lassen, dann schaffe ich Ordnung“. „Dieter kommt mit“, brüllt Manfred, „er wird bei mir so gut gepflegt, wie bei dieser Rabenmutter!“ Seine Frau flüstert ihm zu: „Laß den Arzt entscheiden, Manfred, was willst Du einen kranken Knirps mitschleppen“. Er aber beharrt darauf: „Ich habe da zu entscheiden, ich allein, der Bub kommt mit“.

Nun wird es dem Bärti zu dumm. Er geht auf den fremden Mann zu, faßt ihn an beiden Armen, zeigt ihm vorerst einmal die Kraft seiner Finger und frägt: „Wollen Sie jetzt gehen oder fliegen?“

Es braucht keinen Kampf. Manfred will sich losreißen, kann sich aber kaum bewegen. „Lassen Sie mich los?“ Bärti drückt noch fester und sagt ruhig: „Ja, wenn Sie gehen“.

Noch frägt er im Gehen nach der Adresse des behandelnden Arztes, würdigt Hilda keines Blickes, schreitet mit zackigem Stampfen davon. Und seine Frau rauscht hinter ihm nach.

Der Doktor war erst spät zu erreichen. Er kam nicht lange vor Mitternacht. Der Bub schlief nicht. Er wollte wissen, ob er dableiben könne und war selig, daß der Entscheid nach seinem Willen ausfiel: „Jetzt lauf ich aber nicht mehr davon, Herr Doktor, ganz gewiß“.

**„Soll ich die Türe verschließen?“**

Im Haus „Zum blauen Enzian“ lagen nun zwei Patienten. Hilda war zusammengebrochen. Sie sandte einen Hilferuf an Regina ins Schwandbödeli hinüber. Bat, es möge doch für einige Tage zu ihr kommen, bis die schlimmste Zeit vorüber sei. Sonst könne sie sich nie mehr erholen, von all den Schrecken.

Anstatt einer brieflichen Antwort kam Regina persönlich und nicht ungern. In den letzten Jahren war Bärti dann und wann über den Blanggenberg gestiegen, um zu schauen ob auch alle die großen Gittermasten der elektrischen Leitung schön gerade stehen. Natürlich hat er dabei jedesmal im Schwandbödeli einen Besuch gemacht und dabei nicht nur die gute Freundschaft mit dem frohmütigen Bergbauern erneuert.

Nie sprach er zu Regi ein Wort von seiner treuen Liebe. Aber seine Augen verrieten sie schon bei seinem Kommen. Das letzte Mal blieb er bis spät in der Nacht. Vater und Mutter redeten auf ihn ein, nicht in dieser Finsternis heimzugehen. Bärti meinte, er wolle nur noch auf den Mond warten, der zünde ihm heiter genug. Regi begleitete ihn mit einem Licht bis zum breiten Weg hinüber. Dort sagte Bärti beim Abschied: „Ich wollte nur kommen und schauen, ob Du noch nicht verlobt bist“. „Verlobt? Mit wem?“, lachte Regi. „Eh, mit Deinem Schatz!“ gab Bärti zurück. Darauf sagte das Mädchen mit geheuchelter trauriger Stimme: „Ich habe keinen Schatz“. Da lachte Bärti hell auf und sagte: „Juhui, bin ich froh“. „Warum? Hast Du denn einen Schatz?“ fragte es. „Jawohl, habe ich einen Schatz, schon viele, viele Jahre. Aber wer das ist, das sage ich Dir erst bei meiner Verlobung. Aber Dir sag ich es zuerst“. Mit einem frohen Jauchzer nahm er Abschied von dem lieben Mädchen und vom Schwandbödeli, schritt flott den Weg hinab. Unter einer alten Tanne blieb er stehen und schaute zurück, bis das Licht im Haus verschwand.

Seit Tagen also hantierte Regi als Köchin und Pflegerin. Es war kein strenger Dienst. Regi nahm sich Zeit beim Einkaufen, machte auch jeden Tag einen erholungsrei-

chen Spaziergang, fast immer auf der Anhöhe hinter dem Dorf, von wo es das ganze Tal überblicken konnte und die Lehmatt in der Sonne und die weiten Matten sah. Aber in die Nähe des Hauses ging es nie.

Regi konnte nie still sitzen und auf Arbeit warten. Sie fanden ohnehin Zeit genug zum Plaudern, und alte Erinnerungen hervorzukramen. Regi mußte immer etwas werken. Sämtliche Schränke wurden ausgeräumt, alle Kleider zurecht gemacht. Bei dieser Arbeit sagte es einmal nebenbei: „Hilde, Du hast eigentlich noch so viele Kleider von früher. Du bist nicht dicker geworden, kannst die noch ruhig tragen. Wollen wir nicht den farbigen Plunder, das städtische Zeug von Deutschland her, im Estrich versorgen. Hättest dann auch mehr Platz hier unten". „Einverstanden", winkte Hilde, „schmeiß das Zeug in die Mottenkiste, ich kann die Fetzen nicht mehr sehen". Und nach einigem Nachdenken fuhr sie fort: „Ich gehe überhaupt nicht mehr mit solchen Kleidern auf die Straße. Ich will die Leute nicht mehr vor den Kopf stoßen, die lieben Menschen, die mir so geholfen haben. Dann erzählte sie wieder von der nächtlichen Suche und ihrer entsetzlichen Angst.

„Wollen Sie jetzt gehen oder fliegen?"

Der Herr Pfarrer kam auf Krankenbesuch. Zum ersten Mal auch kam der Migi von der Lehmatt mit seiner Frau in das Haus „Zum blauen Enzian". Wie eilte Regi, um alle gut zu bedienen, wie horchte es auf jedes Wort, auf die Stimme Migis, die in Klang und Ausdruck Bärtis Redeweise so ähnlich war, beobachtete die Mutter in ihrer gütigen Art. Am meisten aber freute sich Regi auf die schweren Schritte, mit denen Bärti die Stiege hinauf polterte. Hilde hatte schon beim ersten Zusammentreffen der beiden erkannt, was für ein Feuer vom einen zum andern züngelte. Sie redete aber kein Wort davon.

An einem milden Abend wollte Hilde einen kurzen Spaziergang machen. Sie müsse noch etwas holen im Dorf, Bärti solle warten, bis sie zurück komme, sie bringe ihm einen Kram. Natürlich sprang Regi auf, wollte sie nicht allein gehen lassen. „Bärti kann nicht zum kranken Melkli schauen, was meinst Du", lachte die Frau und ging.

„Jetzt hat sie ihm zum ersten Mal Melkli gesagt, es scheint, daß sie nach und nach den Boden wieder findet", meinte Regi und erzählte davon, wie sie den hilfsbereiten Innertwaldnern dankbar sei. „Vielleicht kommt hier, in ihrer Heimat, der gute Kern zum Vorschein. Ich hab sie immer gern gehabt, trotz ihren blöden Allüren". Bärti meinte bedächtig: „Die Menschen sind verschieden, die einen sind durchsichtig bis ins Herz. Bei Dir, zum Beispiel sieht man den goldigen Grund durchschimmern. Es ist eine Freude Dich so zu sehen". Mit einer rührseligen Miene begann das Mädchen: „Es scheint, bei uns ist das ungleich verteilt. Bei Dir sehe ich nur die harte Schale, die mir jeden Blick in Dein Herz verwehrt. Mach einmal einen Spalt breit auf, nur einen winzigen Spalt, damit ich sehen kann ob Du auch einen Goldgrund, oder einen eisernen Klumpen drinn hast".

So nahe am Feuer knisterte das Gespräch. Keine Antwort blieb es ihm schuldig. Schlagfertig und witzig spielte es den Nußknacker. Bärti verteidigte sich: „Ich weiß schon, wenn ich nur ein klein wenig aufmache, dann springt die Schale ganz auseinander". „Ja

und dann? Wäre das ein Unglück?" fragte Regi geschwind.

Sie reden über die möglichen Folgen. Bärti greift über den Tisch nach Regis Hand. „Und wenn dann alles vorbei ist, wenn ich zeige, wie es um mich steht? Wenn Du dann davonläufst?"

„Soll ich die Türe verschließen und Dir den Schlüssel geben?" lacht es ihn an. Jetzt wird Bärtis Stimme rauh und sein Gesicht verfinstert sich. Wie aus einem zugeschnürten Hals redet er: „Seitdem ich Dich zum ersten Mal getroffen habe, an jenem Abend, da Du zur Tante in die Stube kamst, im Haus ob dem Zürichsee, und gesagt hast 'Ich bin da', seit diesem Augenblick hat mich die Liebe zu Dir gefangen genommen und nicht mehr losgelassen. Die schönste Zeit meines Lebens habe ich in Euerem Haus auf dem Schwandbödeli verbracht, so nahe bei Dir. Ich möchte nur, ich könnte eine lange, lange Zeit so voll Glück in Deiner Nähe sein. Aber ich kann nicht".

Regi schaut ihn mit strahlenden Augen an, wartet bis er weiter spricht. „Was kann ich Dir bieten?" sagt er traurig, „nichts als schwere Arbeit und ein hartes Leben. Eine Kammer vielleicht mit krummen Wänden und schiefer Diele. Keinen eigenen Herd, keine Stube für Dich und mich. Schulden und Sorgen statt Braten und Wein. Mein jüngster Bruder, der Werni, wird nie recht laufen können. Ich muß für ihn aufkommen. Die Lehmatt ist überlastet. Der Vater hat sich halb zutod geschafft. Ist schon am Ermüden. Andres ist fort. Vreneli, wird auch etwas verdienen wollen, ist jetzt lange tapfer daheim geblieben. Meine Mutter sollte sich schonen können".

„Und Du?" frägt Regi, bist seit je, immer die Stütze Deines Vaters, gibst alles her, um zu helfen. Jetzt hast Du mir doch Deinen Goldgrund gezeigt". „Wie sagst Du dem? Dem sag ich Schuldenhaufen", redet er weiter und schaut hart und mit Wehmut in die hellen, blauen Augen hinein, darf ich einen so lieben Menschen, ein so herziges Kind in dieses Elend hineinlocken. Das darf ich nicht".

„Wenn ich einmal Deine Liebe spüren könnte", meint Regi heiter, „wenn ich so ganz sicher wissen dürfte, wie viel ich Dir gelte? Vielleicht wäre mir Deine Liebe mehr wert als ein leichteres Leben. Wenn..." Bärti springt auf, nimmt das Mädchen in die Arme, nur ganz behutsam und schonlich und flüstert ihm ins Ohr: „Das kann ich Dir zeigen. Meine Liebe ist stark wie der Berg und wetterfest. Mein lieber Schatz, Du erschreckst nicht? Willst mir nicht davonlaufen? Du goldiger Kerl. Jetzt ist der Himmel da. Ich laß Dich nicht mehr los".

Zutraulich legt es seinen Kopf an seine Schulter. „Nein, ich gehe nicht mehr fort von Dir. Mein ganzes Glück ist nur bei Dir, Du Lieber".

Friedlich schläft Melkli in seinem Bett. Geduldig geht Hilde unter den Sternen spazieren. Beide lassen ihnen die glückliche Stunde. Nun sie auf dem Sofa sitzen, frägt Regi verschmitzt: „Wie hast Du mir gesagt?" „Mein Schatz, mein goldiger lieber Kerl!" jubelt er. Regis Stirne legt sich in Falten. Mit bekümmerter Miene beginnt es zu reden: „Ich erinnere mich, Du hast einmal gesagt, erst bei Deiner Verlobung sagest Du mir, wer Dein Schatz sei. Hast Du mich jetzt angelogen?" „Nein, das werde ich nie tun. Das ist doch meine Verlobung, jetzt mit Dir. In diesem Augenblick gelobe ich Dir meine ewige Liebe und Treue".

Ohne Ring und ohne Feier haben die beiden sich für immer versprochen, bereit Not und Mühe gemeinsam auf sich zu nehmen und mit ihrer glücklichen Liebe zu vergolden.

### Von einem Geheimnis, das schon verraten war.

Im großen roten Haus zur Schützenmatt in Zürich flatterten Aerger und Sorgen wie Fledermäuse durch alle Räume. Zeno war in den letzten Monaten, grau und griesgrämig geworden. Wenn er in der Nacht heimkam, hallten seine Schritte wie in einer verlassenen Burg. Niemand war da, der ihm ein Essen richtete. Die Haushälterin war wohl im Kino, bei einem Schwatz irgendwo oder zur Ruhe gegangen. Er mußte sich etwas aus dem Kühlschrank oder aus Resten zusammensuchen. Stehend oder an einer Tischecke sitzend, aß er lustlos Brot und

Speck, während in seinem Kopf Zahlen und Paragraphen umherschwirrten. Auch in den langen schlaflosen Stunden, ja sogar in die Träume hinein verfolgten ihn die durcheinander geratenen Geschäfte.

Den Besitzer des Mühlstöckli hatte er mit Geld und Aufsässigkeit weich gemacht, das kleine Haus abreißen und den Baugrund ausheben lassen. Die Pläne für die Großgarage mit Hochhaus, waren mit vielen Schwierigkeiten von der Stadt bewilligt worden, nun zeigte sich aber, daß die Fundamentierung gewaltige Kosten erforderten. Das Bachbett des alten Mühlebaches lag unter dem Garten. — Der Stadtingenieur mischte sich ein und verlangte Sicherungen, die Hunderttausende verschlangen. In der letzten Zeit hatte Zeno ohnehin Pech gehabt. Er mußte, um Geld zu beschaffen, mit Verlust Objekte verkaufen, führte Prozesse. Eine große Liegenschaft, die er für den Bau von Wohnblökken gekauft und zu teuer bezahlt hatte, wurde von der Gemeinde als Grünzone erklärt. Nun stand er mit der Gemeinde vor Gericht.

In der neuen Stanser-Ratsstube steht der wertvolle Ofen, der früher den Landratssaal zierte. Dieses alte Prunkstück trägt die Meistersignatur: „Michael Leonty Küöchler, Haffner in Mury 1770", und gilt als sein bestes Werk.
Foto R. Odermatt

Die Banken bedrängten ihn. Sie wollten bessere Sicherheiten für ihre Kredite, stellten Termine. Zeno saß bös in der Klemme. Mit den Advokaten, die ihn vor den Gerichten vertraten, geriet er in Streit. Man munkelte überall, Zeno habe sich überlüpft, er sei zu hastig in alle Unternehmungen vorgedrungen. Darum stürmten von allen Seiten Forderungen, ja sogar Betreibungen auf ihn ein. Er pulverte alle verfügbaren Mittel in den Garagebau. Aber die Pläne lagen auf dem Stadtbauamt, das sich nicht um seine Reklamationen kümmerte.

Die üble Lage in seinem Haus und in seinen Geschäften brachten ihn fast gar so weit, seiner Tochter nach Innertwald zu schreiben, sie solle kommen und ihm den Halshalt führen. Er schrieb Briefe und zerriß sie wieder, wollte hinfahren und kehrte auf halber Strecke wieder um. Nein, er wollte seinen Kopf durchsetzen, noch immer fühlte er sich stark genug, gegen die halbe Welt anzugehen.

Im friedlichen Dorf und milden Herbst erholte sich Hilde und ihr bleicher Bub. Regi blieb länger da, als sie je geahnt hatte. Melkli bat jeden Tag und bettelte, ob er nicht zu den Kühen und Schafen, zu Vreneli und zum armen Werni gehen könne. — Der halbgelähmte Bub, die meiste Zeit an sein Bett oder seinen Polstersitz gefesselt, las gerne in Büchern und erzählte dem Bub wie eine Märchenfee. — Hilde ließ ihn gerne ziehen, sie konnte dann mit Regi heimlicherweise an der Aussteuer nähen und ihr wohlgehütetes Geheimnis besprechen. Oft auch ging Hilde mit auf die Lehmatt, oder Regi holte ihn von dort ab. Es kam auch vor, daß Regi bei solcher Gelegenheit auf der Matte oder im Stall Hand anlegte und half. So lernte sie als Hildes Pflegerin und Freundin ohne Aufsehen die Leute in der Lehmatt kennen. Die Großmutter freute sich über jeden Besuch Hildes und am meisten daran, daß ihr Großkind den Weg zum schlichten, einfachen Leben fand. Ihr schweres Schicksal mit christ-

licher Gläubigkeit zu tragen begann. Ihr Urgroßkind Melkli wurde immer mehr die Freude ihrer alten Tage.

Den wachsamen Augen der Frauen entging aber nicht, daß Bärti und Regi mit geheimnisvollen Blicken und Zeichen in einer eigenen, wortlosen Sprache sich verständigten. Darum nützte Bärti einen stillen Abend und redete mit seiner Mutter. Sie hörte ihm mit einem feinen Lächeln zu, tat erstaunt, eine solche Neuigkeit und Ueberraschung zu erfahren und sagte ihm dann, sie habe mit Vater schon oft darüber gesprochen. Dem Sohn blieb der Mund offen stehen. Hatte er doch gemeint, sich nie mit einem Wort verraten zu haben. „Hol Du nur den Vater", sagte sie mit schlauem Blick, „kannst dann sehen, ob's wahr ist".

Schon lange hatte Bärti sich für eine Besprechung mit dem Vater gerüstet und die schönsten Sätze aus seinem Gedächtnis zusammengesucht. Nun saß er ihm also am Tisch gegenüber und alles kam ganz anders, als er sich vorgestellt hatte.

Keine lange Einleitung war vonnöten, Migi hörte den wenigen Worten seiner guten Frau gelassen zu und sagte: „Hast Du der Regi alles gesagt, die ganze Wahrheit, wie es um uns steht?" „Ja, Vater, das hab ich in aller Ehrlichkeit und Offenheit getan". „Und dann ist sie nicht davon gelaufen? das muß ein tapferes Ding sein, die Regi" meinte der Vater voll Bewunderung. Bärti wagte zu sagen: „Es hat mich halt gern". „So, hat sie Dich" redete der Migi dazwischen, „gern hat sie Dich. Ich auch, aber das braucht's hier auf der Lehmatt. Nur wenn wir alle mit gutem Herzen zusammenhalten, kann es uns gelingen. Und es wird gelingen, glaub mir, mit der Regi erst recht, die ist gut. Machst mir Freude, daß Du mir eine solche Tochter bringst. Mach Dir ein Kompliment zu Deiner Wahl und zu dem Glück, das Du hast".

So viel nacheinander hatte der Lehmättler schon lange nicht mehr gesprochen. Die Mutter streckte ihm auch die Hand über den Tisch hin und sagte: „Auch ich wünsche Dir von Herzen Glück. Man kann glücklich sein, hier in diesem alten Haus, ich habe das erfahren und erlebe es jeden Tag".

Sie brauchten keine Gläser und keinen Trunk, für dieses stille Fest, das von Freude so übervoll war, und bis in die späte Nacht dauerte.

Im kühlen Morgen fuhr Bärti mit der Milch in die Sennhütte und konnte sich natürlich den kleinen Umweg bis zum „blauen Enzian" nicht verkneifen. Aber er fand Regi nicht. Sie sei schon früh weg und komme erst zum Kochen zurück, erhielt er den Bescheid. Mit trüber Miene machte er kehrt und trottete der Lehmatt zu.

Wer kam ihm auf eiligen Füßen entgegen? Wer lief da so flink zwischen den hohen Pappeln durch? Der Melkli, ein kleines zartes Kätzchen in den Händen, kam er daher gerannt: „Bärti, schau mal wie herzig!"

Ja, das war wirklich entzückend, das Kätzchen und der Gedanke, daß wohl Regi nicht weit von dem Bub auftauchen werde. Aber da täuschte er sich. Nirgends war das Mädchen zu finden, nicht im Haus und nicht im Stall. Weil es nämlich mit dem Vater auf die hinterste Matte gegangen war.

Dort waren die beiden eifrig beschäftigt den Mist zu verzetten und redeten dabei, wie alte Freunde. Da Bärti sie endlich fand, sagte der Vater gelassen: „Kommst zu spät, wir haben die Hochzeit schon auf den nächsten Frühling angesetzt". „So spät?" ging Bärti darauf ein. „Viel zu spät", lachte Regi, aber der Vater hat gesagt ich solle nicht schon die erste Zeit hier frieren müssen in dem kalten Haus", und zum Vater gewandt, „aber wenn ich selber so viel Wärme mitbringe?"

Gütig blickte er seine zukünftige Schwiegertochter an: „Ist ja nur eine Meinung. Ihr könnt machen, wie Ihr wollt".

Nicht gerade im schönsten Staat, Schuhe und Strümpfe vom Mist verdreckt, führte Regi seinen Schatz ins Haus zurück, kam zur Mutter mit ihm, ging dann zur Großmutter hinein, kaum ließ er ihm Zeit die Hände zu waschen.

Drei glückliche Herzen schlenderten während dem Betläuten durchs Dorf. Denn auch der Melkli, der neben ihnen lief, durfte sein herziges, liebes Kätzchen behalten.

Am Sonntag wanderten Bärti und Regi über den Blanggenberg. Schon lag der Schnee auf den obersten Weiden. Sie brach-

ten der Mutter rotwangige Aepfel, dem Vater ein Paket von seinem liebsten Tabak und beiden eine frohe glückliche Nachricht.

### Ein alter fremder Mann.

Im tiefen Winter, bei eisigem Wind, stapft ein Mann durchs Dorf Innertwald, geht weiter auf der hart gefrorenen Straße, über die Brücke, dem Wald entlang und zwischen den so hohen Pappeln durch, die vom Rauhreif versilbert sind. Mühsam und gebeugt trottet er auf die Türe der Lehmatt zu, ergreift die eiskalte Türfalle und geht hinein. Er schaut sich in dem weiten Erdgeschoß um, schaut durch die halboffenen Türen auf die Vorräte, steigt dann die Treppe hinauf, bleibt stehen im langen, weiten Gang und ruft: „Heda, ist niemand zuhause?“

Werner humpelt auf seinen Krücken daher und fragt: „Was wollt Ihr?“ „Den Migi, will ich“, schnauzt der Alte. „Wartet, ich hole schnell die Mutter“. Aber das geht nicht so geschwind, den Weg bis zur Küche zurückzulegen. — Dem Wartenden scheint die Zeit zu lang, er geht ihm einige Schritte nach. In der Mitte des dunkeln Ganges kommt die Mutter auf den fremden Alten zu, ihre Hände an der Schürze trocknend und fragt nach dem Begehr. „Ich muß mit dem Migi reden“, gibt dieser Bescheid. Die Mutter führt ihn in die Stube an den alten Schragentisch. Schon der Tonfall dieser Stimme kam ihr bekannt vor. Nun sie in das Licht der hellen Fenster treten, erschrickt sie, starrt wortlos in das zerfurchte, abgelebte Gesicht. „Barmherziger Gott!“ Sie kann vor Schreck den Ausruf nicht unterdrücken, wendet sich ab und holt den Vater.

Drei glückliche Herzen wanderten während dem Betläuten durchs Dorf

Der Fremde kann vom Fenster aus zuschauen, wie die Frau in den Stall hinüber eilt, wie sie beim Zurückkommen eifrig auf ihren Mann einredet, der gelassen neben ihr her kommt, hört die schweren Schuhe die Freitreppe hinauf poltern und auf die Türe zutreten. Dann steht der Migi hochaufgerichtet vor ihm. Lange schauen sich die beiden an, ohne ein Wort zu sprechen. Der Lehmättler, sonst gewohnt jeden Besucher mit Willkomm zu begrüßen, weiß nicht was er jetzt sagen soll. Der Andere sitzt auf der Bank beim Fenster, den Arm auf die Tischkante gelegt, eine Faust auf dem Knie und behält seinen starren Blick. „Guten Tag, Zeno“, würgt der Lehmättler schließlich hervor. „Ja, guten Tag auch“, entgegnet der Sitzende, „bin gekommen, um mit Dir etwas zu bereden, zuerst aber mit Dir allein“. Mißtrauisch schaut er zur Türe hinüber.

Migi nimmt am unteren Tischende Platz, stützt die Ellbogen auf die Tischplatte und wartet. Zeno kratzt an seinem Kinn herum und sagt: „Meine selige Frau hat Dir vor Jahren ein Darlehen geschickt. Habe ihr gesagt, sie soll nicht schreiben, daß sie es in meinem Auftrag tut. Ich muß die Achttausend zurück haben, es geht mir schlecht“. Die Augen Migis schließen sich bis auf einen schmalen Spalt. Umständlich greift er in die Hosentasche, holt die Pfeife hervor, stopft sie, brennt sie an und wartet. Nun schauen sich die beiden durch die Rauchwolke an.

Die Spannung wird unerträglich. Zeno atmet schwer, versucht etwas zu sagen und schweigt wieder. Endlich legt er die Faust auf den Tisch und ruft: „Mach schon, hol das Geld. Ich muß wieder gehen“. Der Lehmätt-

ler bleibt ruhig: „Ich habe kein Geld. Ich muß Dir auch keins geben. Das war ein Geschenk Deiner Frau, so hat sie es geschrieben, geschenkt aus ihrem eigenen Vermögen". „Zeig mir das Schreiben. Ich habe die Postquittung, daß Du die Achttausend von uns erhalten hast". Migi kratzt in den Haaren und meint: „Weiß jetzt nicht genau wo der Brief steckt, muß meine Frau fragen", steht auf und geht hinaus. „Ich geh nicht fort, bis ich das Geld im Sack habe", ruft ihm Zeno nach.

Nach kurzer Zeit hört Zeno Schritte im Haus umher eilen, hinauf, hinüber, hinunter, sitzt wohl eine halbe Stunde da, ohne ein Glied zu rühren, starrt auf den Boden, auf die ausgelaufenen Bohlen und die Spälte.

Unterdessen wird das Suchen im ganzen Haus immer hastiger. In der Kammer nebenan flüstern zwei Frauenstimmen. Bärti wird aus dem Stall gerufen. Die Großmutter muß alle sieben Sinne zusammennehmen. Migis Frau kommt in die Stube und frägt, ob er etwas essen möge oder Durst habe. „Ich will nur das Geld, dann gehe ich wieder", sagt er verbissen. Die Mutter bringt aber doch ein Glas Most, ein Stück Käs und Brot. Verächtlich schaut der Müde auf das trübe Glas, wenn ihm schon die Zunge am Gaumen klebt. Läßt Brot und Käs stehen, trotzdem ihm der Duft verführerisch in die Nase steigt. „Eher verhungern, als hier zu Gnaden essen", flüstert der alte Mann.

Vreneli kommt, nimmt Wäsche aus dem Ofenloch, schaut neugierig zum Tisch hinüber: „Guten Tag, Onkel!" Er schaut kaum hin.

„Wenn nur der Werni den Brief nicht zum Zeichnen genommen hat", jammert die Mutter. So gegen ein Uhr kommt der Migi wieder in die Stube. „Wir können den Brief jetzt nicht gerade finden. Und essen müssen wir hier drinn. Wir haben sonst nicht geheizt. Willst mithalten. Es gibt nicht viel". „Das Geld will ich, nicht den Brief", knurrt Zeno.

Dann strömen sie herzu. Die Mutter mit der Suppenschüssel, Vreneli mit den Tellern, Werni mit seinen Krücken, die Großmutter an Bärtis Arm. So sieht Zeno nach den vielen Jahren seine Mutter wieder, runzelig, gebrechlich und schneeweiß. Sie humpelt zu ihm hin und sagt: „Willkommen, Zeno, bist lange nicht gekommen". Zeno hält einen Augenblick die schmale, zerbrechliche Hand: „Guttag Mutter, wie gehts Dir?" „Bin zufrieden, jeden Tag näher ans Grab. Jeden Tag dem lieben Gott meinen Dank, für jede Stunde".

Schließlich rutscht der Wortkarge doch etwas näher zum Teller, greift nach dem Löffel, schnuppert und ißt. Löffelt, während die Familie ihr Tischgebet hält.

Gegen Abend ist der Brief immer noch nicht zum Vorschein gekommen. Ob man ihm ein Zimmer herrichten und heizen solle, wird er gefragt. „Ich geh nicht fort, bis ich das Geld habe", gibt er als einzigen Bescheid. „Wir müssen dem Anneli schreiben, es weiß gewiß, wo es ihn versorgt hat. In drei vier Tagen, können wir Bescheid haben".

So ist es gekommen, daß Zeno in der Lehmatt blieb. Weil er sonst nirgends mehr sich verstecken konnte. Die Bank hat seine Villa an der Schützenmatt einem Konsul aus Uebersee mit allen Möbeln vermietet, um eine Sicherheit zu haben. Wo Zeno hinzog, verfolgten ihn die Betreiber, die Advokaten, die Gerichte.

So kam es auch, daß Zeno auf dem Weg zur Post, seine Tochter wiedersah und zum ersten Mal seinen Enkelbub vor die Augen bekam. Alle waren gut zu ihm. Er sah so verbittert, so elend, so verfallen aus. Die Wut über sein Schicksal, die Trauer um sein verlorenes Geld, um seine Macht geisterte wie Wahnsinn in seinen Blicken.

Nach und nach gewöhnten sich die Leute in der Lehmatt, den stummen Onkel am Tisch zu haben. Nach und nach wurde er auch gesprächiger. Man hatte ihm aus Zürich zwei Kisten und Kleider geschickt. Seither studierte er den ganzen Tag in Geschäftspapieren und Akten. Immer wieder erklärte er, bald sei die Zeit soweit, wieder zuzugreifen. Er werde nun selbst die Prozesse an die Hand nehmen. Dann könne er gut und gern auf die Achttausend verzichten.

Wenn er nicht immer noch an einen guten Ausgang geglaubt hätte, wenn er nicht noch diese Ausrede hätte brauchen können, der alte Mann wäre auf den Trümmern seiner Spekulationen zusammengebrochen. Die zä-

**Die Nußbaumallee im Stanser Niederdorf, die dem übermächtigen Verkehr weichen mußte.**
Foto J. Brühwiler, Hergiswil

he Art ihres Schlages, der unbeugsame Wille nicht aufzugeben, diese Eigenart, die alle ab der Balm in sich trugen, hielt ihn am Leben.

Schlimm war es für ihn, von seinen Fenstern aus dem Melkli zuzuschauen, der nie gerne lange in seiner Nähe blieb. Die Tochter zu sehen, wie sie in die Lehmatt kam, ohne nach ihm zu fragen. Schlimm auch zu sehen, wie sein früheres Dienstmädchen Regina, lachend und singend im Haus herum sprang, vom Werni gerufen, von der Großmutter verhätschelt wurde.

Bitterbös war es für ihn, als einmal Bärti zu ihm in sein Zimmer kam, da er eben in Akten und Gesetzbücher vertieft am Ränkeschmieden saß, und ihm mit freundlichen Worten mitteilte, die nächste Woche sei die Hochzeit. Regi und er hätten im Sinn in dieses große Zimmer einzuziehen, möchten es bis dann noch etwas herrichten. Er solle so gut sein das Giebelzimmer anzuschauen, ob es ihm dort oben gefalle. Der Ofen sei gut, drei Fenster nah beieinander, lichtsam und groß, aber eben eine Treppe höher gelegen. Was Zeno knurrte und schnauzte verstand Bärti nicht, brachte ihn aber doch dazu mitzukommen. Ein Feuer knisterte dort im Ofen. War also alles schon ausgemacht und abgekartet. Bärti holte ihm einen Stuhl herauf, den Tisch und die Schriften. Das Bett wurde aufgestellt. Vreneli brachte das Nachttischli, Regi die Schubladen der Kommode. Bevor Zeno sich nur recht in Wut setzen konnte, standen und lagen seine Siebensachen schon um ihn her. Trübsinnig saß er abends am Fenster, schaute zu den Pappeln hinüber und sagte vor sich her: „Jetzt haben sie mich also noch höher hinauf verbannt. Ach was, hab ja immer hoch hinaus wollen. Jetzt hab ich den Dreck!"

## Wie die goldenen Ringe glänzen.

Die Schneiderin kam auf die Stör. Der Sattler brachte die Betten, der Schreiner einen hellen Schrank und natürlich einen Spiegel. Das große Zimmer, in dem Zeno gehaust hatte, wurde geputzt und gewaschen.

Das Blau und Rot der Malereien an der Decke leuchteten wieder wie ehedem. Hübsche Vorhängli zierten die Fenster. Sogar ein Teppich wurde auf den Boden gelegt. Den hatte Hildi ihrer Freundin Regi zur Hochzeit geschenkt.

Linde Märzluft lockte das Grün zu sprießen und die Vögel zu singen. Die ersten Knospen sprangen auf. Das Tal erwachte aus dem Winterschlaf. Und früh am Morgen gab es Licht in der Lehmatt. Da ein helles Fenster mit huschenden Schatten, dort glitt ein flüchtiger Schein vorüber. Das Muhen der früh geweckten Kühe drang aus dem Stall.

Die Mutter im neuen Kleid, der Vater mit einem steifgestärkten Kragen, Anneli mit einer Blume im Haar, Werni schon auf und mit seinen Krücken allen im Weg. Und Bärti noch immer in den Gadenhosen. „Nein aber auch, wann denkst Du ans Waschen und Gehen!"

Er aber war rechtzeitig bereit, in flotter, schwarzer Kleidung, sogar einen Hut auf dem Kopf, ein Sträußchen eingesteckt, schritt er weit allen voraus, holte seine Braut im „blauen Enzian".

Die Begrüßung, die Freude, der Jubel, dort in dem kleinen Holzhaus an der Straße. Was sich da hinter den geschlossenen Läden in wenigen Minuten abspielte. So lange hatte Regi warten müssen, bis ihm Bärti seine Liebe zeigte. Heute mußte es sich wehren, daß er das Kleid nicht zu sehr zerdrücke, die Frisur nicht zuschanden mache, es nicht zu Beginn des erreichten Glückes radikal zerbreche. Melkli stand in neuen Schuhen und in seinen ersten langen Hosen bei ihnen, klatschte in die Hände und nach jedem Kuß rief er: „Noch einmal!"

Die Eltern vom Schwandbödeli kamen im Auto angefahren. Ein kleiner Hochzeitszug, von den ersten Sonnenstrahlen übergossen, zog zur Kirche hinauf. Der Sigrist zog an zwei Glockensträngen zugleich. Die Ministranten konnten nicht warten in der Sakristei. Sie mußten schon bis vor den Altar kommen um den Einzug zu sehen und auf die frommen Beter zu gucken, die mit gefalteten Händen ihre Köpfe verdrehten. Die Kerzen auf dem Altar flackerten hell. Die Blumen streckten ihre bunten Sterne entgegen. Vor dem samtüberzogenen Betstuhl im Chor kniete sich das glückliche Paar nieder.

Schon glänzten die geweihten Ringe an ihren Fingern, da kam noch ein schwerer schlurfender Schritt in die Kirche. Onkel Zeno, der bis zuletzt knurrend jede Teilnahme an der Hochzeit verweigert hatte, nahm in einem der hintersten Bänken Platz. Wie viele Jahre schon, hatte er keine Kirche mehr von innen gesehen.

Aber auch ihn ergriffen die schlichten Worte, die der Pfarrer an die Brautleute richtete, auch ihn erfüllte die Freude, die ihm entgegenkam. Auch sein Herz wendete sich mit Ehrfurcht und mit Vertrauen der heiligen Handlung zu. Und da von der Orgel her ein zartes Spiel und dann die helle, jubelnde Stimme seiner Tochter erklang, konnte er sich mit allen Kräften nicht mehr gegen die aufsteigende Rührung wehren.

Melkli sprang als erster aus der Bankreihe und lief dem Brautpaar in den Chor entgegen, beide Händchen ihnen entgegengestreckt und wollte schon jetzt gleich sein Sprüchlein aufsagen. Er war der erste, der ihnen seine Glückwünsche darbrachte und vor ihren Füßen hergehend und immer wieder zurückschauend den feierlichen Auszug aus der Kirche störte. Der Letzte, der sich von den Knien erhob, die sich in dieser Stellung nicht mehr gewohnt waren, der Letzte der die Kirche verließ, war Zeno. Er wollte seine nassen Augen verbergen, gab auf dem Kirchenplatz nur Beiden mit einem kurzen Knurren die Hand und schlich davon. Das festliche Essen im Gasthof „Zum Weißen Lamm" war ihm zuwider.

Es war zu viel Freude und aufrichtige Einigkeit in dem kleinen Saal beisammen, das hätte er nicht ertragen können. Wäre er dabei gewesen, hätte er auch einen mächtigen Blumenstrauß gesehen, den sein Sohn Lorenz von Aegypten aus bestellt hatte. Ein Telegramm von Aegypten, ward auch verlesen von ihm, und nicht nur ein paar Worte. Das war wohl in Innertwald noch nie vorgekommen. Größere Gesellschaften, das schon, reichlicheres Essen und bessere Weine wohl auch. Aber ein Telegramm aus Aegyp-

ten, das war für den Lammwirt die Sensation.

Der Schwandbödeler nahm schon bald nach dem Braten seine Pfeife hervor und rief zum Bärti hinüber: „Ist prima, Dein Tabak, habe ihn bis heute aufgespart". Hilde war wohl seiner Lebtag zum ersten Mal in einer solchen Festgesellschaft. Wenn auch ihre Lieder nicht von allen mäuschenstill bewundert wurden. Das trübte ihre Freude nicht. Sie fühlte sich daheim und wohl, inmitten dieser knorrigen Mannen und seßhaften Frauen. Regina, als junge Frau, mit dem glücklichen Frohsein in den Augen, dem zierlichen Nicken und freundlichen Lachen für jeden und alle und dem zarten Myrthenkränzlein in den hellen Haaren, war für sie eine erfrischende Augenweide. — Die Beiden hatten während der letzten Monate eine innige Freundschaft geschlossen und wollten sie weiter bestehen lassen. — Bärti saß kerzengerade da, schaute wie ein König in die Runde und wenn er sich zu dem lieben Gesicht seiner jungen Frau hinwandte, dann leuchtete sein Antlitz wie ein Feuerwerk.

Ein kleiner Hochzeitszug, von Sonnenstrahlen übergossen

### In einen neuen Morgen hinein.

Eine Woche nach der Hochzeit rief die Großmutter Bärtis junge Frau zu sich. — „Nimm Platz, Regi. Komm näher zu mir. Ich muß Dir etwas sagen". Gerne setzte sich Regi auf einen Schemmel ihr zu Füßen. „Was willst Du Großmutter? Willst Du mir ein Geheimnis anvertrauen?" Die gute zitterige Frau legte ihre Hand auf den Scheitel der jungen Frau und begann zu reden: „Hast wohl nicht daran gedacht, daß noch vor Deiner Hochzeit eine solche Veränderung in unserem Hause vor sich gehe. Hast nicht damit gerechnet, daß bei jedem Essen auch noch ein übellauniger Spielverderber am Tisch sitze. Hast gemeint, es wäre ohne dies wohl Schweres und Hartes genug, hier auf der Lehmatt. Aber sei barmherzig, der liebe Gott wird es Dir lohnen und sei warmherzig mit ihm, mit dem Zeno. Er hat das schwerste Joch von uns allen und ist am schlechtesten ausgerüstet, ein Joch zu tragen. — Ein Schreck ist mir in die Glieder gefahren, da ich vernommen habe, er wolle bleiben. Und das am meisten wegen Dir. Mein Liebes, ich bitte Dich von Herzen, laß ihn nicht vergelten, was er Dir seinerzeit weh getan". — „Weißt Du Großmutter", sagte Regi frohmütig, „Ich habe dem Zeno viel zu verdanken. Er hat mich doch als junge Magd in Stellung genommen. Ohne ihn hätte ich doch den Bärti gar nicht kennen lernen können, hätte nie im Leben und von keinem so viel Liebe erfahren. Nein Großmutter, dafür will ich Eurem Sohn immer dankbar sein. Und noch eins. Ich fürchte ihn nicht wie die andern. Ich bin lange bei ihm gewesen. Ich weiß, wie er tut und wie er es meint. Und weißt Du, wenn ich mit meinem lieben Mann zusammen sein kann, dann können zehn und zwanzig Zeno unser Glück nicht stören".

So war es auch. Regi mußte nicht immer wieder ein altes Unrecht verwürgen. Froh und unerschrocken begegnete die junge Frau dem alten Schnauzi. Nahm ihm die bösen Worte aus dem Munde und gab ihnen einen guten Sinn. Sie half ihm auch bei seinen Schreibarbeiten, rüstete ihn aus, wenn er

verreisen wollte und die Schriften für seine Mappe zusammensuchte. Diesen Frühling und bis in den Sommer hinein, kamen Briefe von allen Seiten. Der Polizist war einmal dagewesen und hatte lange mit ihm verhandelt, er müsse seine Niederlassung ordnen. Auch die Advokaten plagten ihn, die für die Prozeßführungen neuen Vorschuß verlangten. In solchen Fällen verstand Regi wohl, daß der verfolgte Mann übler Laune war. Aber gegen den unverbesserlichen Frohsinn Regis kam auch das knurrigste Murren nicht auf.

Gegen den Herbst zu wagte Zeno einen Spaziergang gegen die Balm hinauf. Lange schaute er vom Wald her hinüber, zu dem prächtigen Haus, das ihm einst gehört hatte, zu den Gebäuden, die inzwischen entstanden waren. Wahrlich ein Mustergut, was da zu sehen ist. Er geht näher, schreitet auf den Stall zu, schaut zu den Kühen hinein. Ein Mann kommt auf ihn zu und frägt, was er wünsche. „Ja nichts, nur so ein wenig in diesen flotten Betrieb hineinschauen", wehrt Zeno ab und schleicht zum Haus hinüber.

Es steht noch in seiner alten Pracht da, gut gepflegt, die Läden neu bemalt. Ein offenes Fenster gewährt ihm einen Blick in die Stube. Noch steht der alte Tisch, noch glänzen die Messingbeschläge am alten schönen Büffet und das Nußbaumholz zeigt immer noch seinen feinen Schimmer.

Wieder kommt ein fremder Mann auf ihn zu, wieder muß er ausweichen. Kein bekanntes Gesicht, kein Hiesiger ist zu sehen. Traurig geht Zeno um das Haus herum und die Halde hinab, auf der er so manches Jahr das Heu gemäht. Alles verloren und vertan. Er kommt zur Friedhofmauer. Soll er eintreten? Das rostige Tor steht halb offen.

Reihen neuer Gräber sind entstanden, seit er das letzte Mal zu Vaters Grab gegangen ist. Er findet es mit Blumen geschmückt. Er liest die Schrift auf dem Grabstein. Das Bild seines Vaters steht vor ihm auf. Das Testament kommt ihm in den Sinn. Jene, die er um ihr Recht gebracht, die schmücken des Vaters Grab und er steht wie ein Bettler da. „Vergilt ihm seine Liebe mit Deiner Barmherzigkeit, allmächtiger Gott", steht auf dem Stein eingemeißelt. „Wenn ich nach meiner Liebe gerichtet werde", denkt Zeno, „allmächtiger Gott".

Das ist ein böser Heimweg für Zeno und wird eine schlimme Nacht. Nicht lange hält er es im Bett aus. Er setzt sich auf den Stuhl. Bleich scheint der Mond auf die Silberblätter der Pappeln, die wie mächtige Kerzen empor ragen. Der alte Mann sucht seine Hosen, geht hin und her. Wird auch er einmal gerichtet? Die Schrift vom Grabstein steht vor seinen Augen, die beiden Worte: Liebe und Barmherzigkeit. Vor den ewigen Richter kann man keine Advokaten mitnehmen. Kann nur die Liebe Barmherzigkeit erlangen? Dann steht er auch dort mit leeren Händen, wie ein Bettler da.

Zeno schaut auf die zerstreuten Schriftbogen auf seinem Tisch. Mit einem einzigen Strich seines Armes, wischt er sie auf den Boden. „Schluß mit dem ganzen Kram", sagt er laut, nimmt den Kopf in die Hände und starrt auf das Flimmern des Mondlichtes. Kann man so spät neu anfangen? „Allmächtiger Gott!"

Nach Ostern geht Melkli in die Schule. Nach Ostern kommt ein kleiner Schreihals zur Welt in der Lehmatt. Hilde hat ihm schon Tschöppli gestrickt und winzige Höschen. Nun sitzt sie allein in ihrem Häuschen. Weiß nicht was tun.

Eine Weinflasche holt sie im Keller, eine zweite noch dazu und macht sich auf den Weg damit. Das Wahrzeichen des Tales, der silberhelle Hohfirn, leuchtet ihr entgegen. Sie geht bei den Pappeln vorbei, um das Lehmatthaus herum, sieht die Mutter auf dem Bänkli unter der Freitreppe, weiß nicht, daß über ihr auf der Laube ihr Vater an der Sonne sitzt, bleibt stehen und packt die Flaschen aus. „Eine für die junge Mutter und eine für meinen Vater, hab ich mitgebracht". Dann kommen sie ins Plaudern. Die Mutter rüstet Kartoffeln. Hilde hält die Hände im Schoß gefaltet.

„Hast Du keine Arbeit für mich", fragt sie. „Habe kein zweites Rüstmesser da, mußt Dir eins holen, wenn Du mitmachen willst" sagt die Mutter. „Aber jetzt gibts doch viel Wäsche, zu Flicken und zu Bügeln. Könnte ich nicht jeden Tag, wenn der Bub in der Schule ist, kommen und helfen?" frägt Hil-

de. „Ja, Arbeit ist immer über genug da, wenn Du helfen willst, dem Himmel sei Dank!“

„Weißt Du, Tante, ich habe nachgedacht, habe ja Zeit, jetzt, da Melkli in der Schule ist. Ist mir so durch den Kopf gegangen, wenn ich jeden Tag ein paar Stunden im Haushalt und was es so gibt bei Euch arbeiten könnte, dann dürfte ja mein Bub über Mittag auch hierher auf die Lehmatt kommen. Vielleicht könnte ich so Euch ein wenig vergelten, was ihr an meinem Vater tut“.

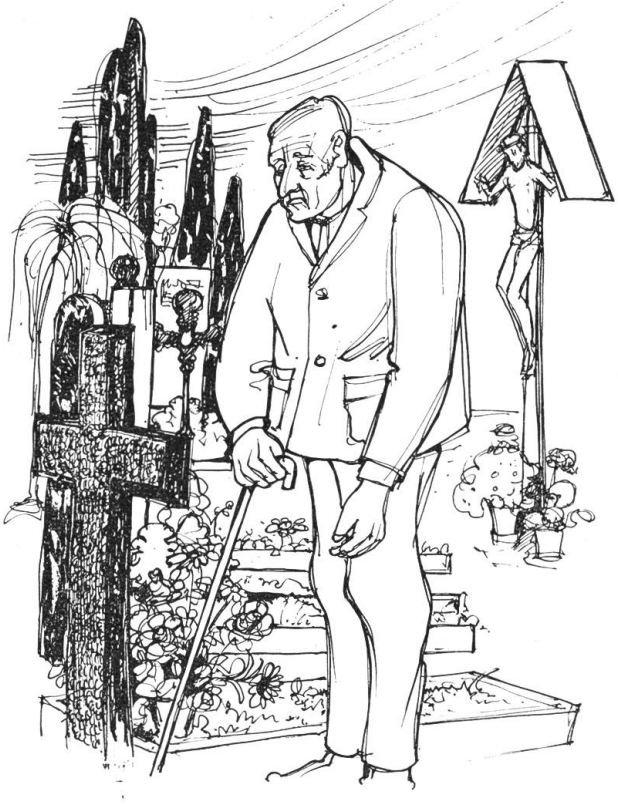
Frau Anna hält mit ihrer Arbeit inne und schaut prüfend in Hildis Gesicht, ob es ihr auch ernst sei damit. „Gewiß ist mir ernst“, fährt diese fort, „ich möchte Euch dafür danken, nicht nur mit Worten, mit meinen Händen und Armen. Im Anfang werde ich wohl noch manchen Fehler machen, aber vielleicht wärt ihr froh, und bis Regi wieder tüchtig mitschaffen kann, hätte ich schon allerhand gelernt. Es kann sein, so würde ich auch mit dem Vater mehr zusammenkommen, könnte ihm manchmal einen kleinen Dienst leisten“. Wiederum wirft die Mutter einen erstaunten Blick zur Jungen hinüber und sagt nichts.

„Bis in einem Jahr bin ich vielleicht so viel wert, wie eine junge Magd“, fährt Hilde fort, dann wer weiß, könnte ich Euch den Zins geben, den ich für den „blauen Enzian“ bezahle und Melkli kann hier gesund aufwachsen mit den Kindern, bei seinem lieben Stall und seinem guten Freund, dem Werni“.

„Du findest immer schöne Worte Hildi“, fängt nun Frau Anna an, „man weiß nur nicht immer, welche von den vielen Worten am meisten Gewicht haben. Ich freue mich, daß Du uns helfen willst, aber sage mir ehrlich, warum willst Du es tun?“ „Wegen dem Vater“, sagt Hildi ernst.

Auf der Laube über ihren Köpfen, steht Zeno auf. Er hat jedes Wort verstanden. Nun geht er auf leisen Sohlen ins Haus.

Bärti kommt herzu, wird freudig begrüßt. Hildi gibt ihm die Hand und gratuliert ihm nochmals zu seinem gesunden und so kräftigen Stammhalter. Sein Gesicht strahlt, sein Glück ist so übermächtig.



Und er steht da wie ein Bettler

Wieder hat Zeno eine schwere und schlaflose Nacht hinter sich. Wieder ist er viele Stunden aufgeblieben. Nicht nur weil die Gedanken ihm keine Ruhe ließen. Weil sein Herz anfing, eine ganz neue Sprache zu reden, eine Sprache, die er seit Jahren nicht mehr vernommen. — Jetzt am Morgen steht er drüben beim Stall, prüft die Sensen, die dort hängen, eine nach der andern. Migi kommt zu ihm und frägt: „Was willst Du mit den Sensen?“ „He, mähen“, gibt er gutlaunig zurück, „will schauen, ob ich's noch kann und die Kraft dazu noch besitze. Hast Du mir Arbeit?“ Erstaunt schaut der Migi ihn an, setzt die Pfeife in den andern Mundwinkel, bläst ein Räuchlein aus, nimmt auch eine Sense von der Wand und sagt: „Gut, so komm“.

Die beiden Brüder schreiten neben einander die saftige Matte hinauf, im alten, währschaften Bauerntramp, gehen der strahlenden Sonne entgegen, in einen neuen, schönen Morgen hinein.